W. H. Riehl.

Seine geistige Entwicklung bis zur Übernahme seiner Professur in München.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
einer hohen philosophischen Fakultät
der Kaiser-Wilhelms-Universität zu Straßburg i. E.

vorgelegt von

Bernhard J. Chr. Schmidt
aus Flörsheim am Main.

ACAD. LUGD. BAT. BIBL.

Straßburg i. E.
Herdersche Buchhandlung.
1913.

Von der Fakultät genehmigt am 13. Juli 1912.

Mit Erlaubnis der Fakultät ist nur ein Teil der Untersuchung als Dissertation gedruckt worden. Die ganze Darstellung wird als Bd. VII in den „Straßburger Beiträgen", hrsg. v. Prof. Dr. Martin Spahn, in Straßburg i. E. im Verlage von Herder erscheinen. Der bibliographische Teil der der Fakultät eingereichten Arbeit, ein kritisches Verzeichnis der Riehl'schen schriftstellerischen Arbeiten aus den Jahren 1841—1854, wird im Bd. 42 der Wiesbadener „Nassauischen Annalen" veröffentlicht.

Bethsaida-Druckerei, Carspach (Ober-Elsaß).

Meinen Eltern.

Einleitung.

Die geistige Entwicklung eines Menschen ist nicht nur von seinen natürlichen Anlagen abhängig. Von großem Einfluß pflegen auch die Eindrücke und Anregungen zu sein, die das Elternhaus und die nähere Umgebung in den empfänglichen Sinnen junger Menschen wachrufen. Sie können die Entwicklung der natürlichen Anlagen hintanhalten, sie können sie ebenso außerordentlich fördern. Je reicher und eindringlicher die „kleine Welt“ [1], die jeden einzelnen von uns umgibt, auf ihn zur Zeit seines Wachstums einwirkt, desto glücklicher werden sich die angeborenen Fähigkeiten entfalten, Keimen vergleichbar, die in fruchtbarem und ergiebigem Erdreich aufsprießen.

Das geistige Werden W. H. Riehls zu fördern, fanden sich natürliche Anlagen und anregende Umgebung in wohltuender Vereinigung zusammen. Seine Geistesgaben wurden durch die Erziehung in der Familie, später durch den Einfluß geistig bedeutender Persönlichkeiten in die Bahnen wissenschaftlicher Beschäftigung gelenkt, um ihn dann durch den besonderen Gang seiner Verhältnisse erst in die Stellung eines Journalisten, dann an der Schwelle seines Mannesalters in den Beruf eines Universitätslehrers zu führen. Ihn bis zu jenem Augenblicke, d. h. bis zu dem entscheidenden Wendepunkte seiner Laufbahn auf den nicht ganz einfachen, aber reizvoll eigenartigen Pfaden seiner geistigen Entwicklung zu begleiten, das sei die Aufgabe der vorliegenden Arbeit.

Dem Verfasser war handschriftliches Material durch die Güte des mittlerweile leider verstorbenen Herrn Univ.-Professors Dr. B. Riehl, München, aus W. H. Riehls hinterlassenen Aufzeichnungen zugänglich: a) Ein Verzeichnis der Jugendarbeiten Riehls aus den Jahren 1841 bis 1846 einschließlich; b) ein von Riehl angelegtes Verzeichnis seiner von 1841 bis anfangs 1853 im Drucke erschienenen Bücher und journalistischen Arbeiten; c) Notizen auf zwei Blättern, die aus einem Kalender vom Jahre 1844 stammen und Bemerkungen aus den Monaten

[1] Es ist die deutsche Übersetzung des Ausdrucks, den Fogazzaro (1842—1911) als Titel für seine beiden berühmten Romane: „Piccolo mondo antico“ (Mailand 1895) und „Piccolo mondo moderno“ (Mailand 1901) verwandte.

März und April 1844 enthalten; d) Notizen in einem Herzogl. Nassauischen Allg. Landeskalender vom Jahre 1845; e) Kalender-Notizen in einem „Frankfurter Hausfreund" aus dem Jahre 1847; f) Notizen in einem Herzogl. Nass. Allg. Landeskalender vom Jahre 1850.

Als eine reich fließende, wenn auch mit Vorsicht zu benutzende Quelle erwiesen sich für die Zwecke der Untersuchung die journalistischen Arbeiten Riehls aus seinen Jugendjahren, einschließlich der Novellen[1]. Riehl hat wiederholt aber auch später zu zusammenfassenden, rückschauenden Berichten die Feder angesetzt, vorzüglich in dem Anhange zu den „Religiösen Studien eines Weltkindes"[2], vorher in der „Neuen Freien Presse"[3], zwischenein in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen"[4].

Über W. H. Riehl haben u. a. geschrieben[5]: Georg Simonsfeld, Wilhelm Heinrich Riehl, in der Allg. Deutschen Biographie, 53. Bd., S. 362 ff., Georg v. Mayr, Wilhelm Heinrich von Riehl, im Biographischen Jahrbuch und deutschen Nekrolog, 3. Bd., S. 400 ff., Laura Koepp, Wilhelm Heinrich Riehl, in der Nassovia, Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde, 1901, 2. Jahrg., Nr. 11—13, Eberhard Gothein, Wilhelm Heinrich Riehl, Preuß. Jahrbücher, Bd. 92, 1898, Aprilheft, F. Heymach, Wilhelm Heinrich Riehls Lehr- und Wanderjahre, Mitteilungen des Vereins für Nassauische Altertumskunde etc. 1910, 14. Jhrg., 1.—3. Heft, endlich F. Muncker, Wilhelm Heinrich Riehl, Westermann's Illustrierte Monatshefte 1898, Maiheft.

---

[1] Vgl. dazu Einleitung zu den „Kulturgeschichtlichen Novellen" Riehls, S. VI ff., Stuttgart 1856.

[2] Stuttgart 1894, zitiert R. St.

[3] „Vor 40 Jahren" in N. Fr. Pr. Morgenblatt, Nr. 2888 vom 8./9. 1872, zitiert N. F. P.

[4] Stuttgart 1891.

[5] Die anderen Arbeiten über W. H. Riehl sind zum großen Teil mehr oder weniger abhängig von den hier angeführten.

Erstes Buch.

Lehr- und Wanderjahre.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41548002_0130

Erster Abschnitt.

Kinder- und Knabenjahre.

An der Schwelle des Jünglingsalters, beim Verlassen des Gymnasiums, wollte Riehl Pfarrer werden. Gegen Ende seiner Studienzeit dagegen ergab er sich der freien Schriftstellerei. War dieser Berufswechsel die Folge einer tiefgründigen Weltanschauungskrise oder klarerer Einsicht in seine wahre natürliche Veranlagung? Das ist das Hauptproblem der Entwicklung Riehls in jungen Jahren.

W. H. Riehl wurde am 6. Mai 1823 zu Biebrich a. Rhein geboren. Er hat den großen Vorzug genossen, in seinen Kinder- und Knabenjahren den anregenden Einfluß zweier Männer zu erfahren, von denen jeder ein anderes Temperament und andere Anschauungen hatte, und die — man kann sogar sagen — zwei verschiedene Zeitalter in sich verkörperten. Sowohl sein Großvater mütterlicherseits, Johann Philipp Giesen, wie sein Vater, Friedrich Wilhelm Riehl, waren aus dem nassauischen Hofdienst hervorgegangen, der Großvater vorher freilich schon Lehrer gewesen. Seine letzten Jahre hat Giesen in voller Geistesfrische und körperlicher Rüstigkeit in Biebrich am Rhein verbracht, stets besorgt für den Enkel, dessen Geist durch den täglichen Umgang mit dem Großvater große Förderung erfuhr.

Der Vater Riehls war ein schwieriger Charakter. Durch ausgedehnte Reisen hatte er seinen Gesichtskreis bedeutend erweitert. Während seines vierjährigen Aufenthaltes in Paris war er ein begeisterter Anhänger Napoleons und alles Französischen geworden. Ein Liebhaber der bildenden Künste und vorzüglich der Musik über das Maß hinaus, das mit seinen engen Verhältnissen in Biebrich am Rhein verträglich war, fühlte er sich nie völlig glücklich. „Ein unruhiger Geist, niemals zufrieden mit sich und der Welt, nach Zielen jagend, die er nicht erreichen konnte, besaß er viele Gaben, nur die eine nicht, glücklich zu sein und glücklich zu machen[1].“ Seine Unzufriedenheit mag viel dazu beigetragen haben, daß

[1] R. St., S. 405.

sein Wesen und seine Ansichten seinen Kindern nicht lieb und nachahmenswert wurden. Nur den Unabhängigkeitsdrang meinte Riehl später vom Vater ererbt zu haben. Tatsächlich wurde er jedoch weit stärker von ihm beeinflußt, vor allem in seinen Neigungen.

Der Vater wies den Knaben auf die Kunstschätze des Biebricher Schlosses hin, nahm ihn auch gerne auf seinen Amtsreisen in die Nachbarstädte und in die herzoglich nassauischen Residenzstädte mit. In den Magazinen des Biebricher Schlosses lagen „Hunderte von Ölbildern" aufgestapelt [1], um versteigert und verkauft zu werden, besonders viele Porträts von Äbten und Prälaten, Prinzen und Prinzessinnen. Diese Bilder stammten aus säkularisierten Klöstern und annektierten Schlössern. An ihnen machte der Knabe seine „ersten naiven Kunststudien". Auch auf des Vaters Amtsreisen mit ihrem Besuche der anderen nassauischen Schlösser trat die Vergangenheit des 18. Jahrhunderts dem Knaben lockend vor Augen, sein geschichtliches Interesse regte sich und schmückte sich mit künstlerisch reizvollen Farben.

Noch nachhaltiger wirkte auf den Knaben die leidenschaftliche Vorliebe des Vaters für Musik. War es doch „der Stolz und die Freude" seines Vaters, „ein gutes Streichquartett an je zwei Wochenabenden im Sommer wie im Winter — im Hause zu haben" [2]. Von dieser Hausmusik blieb Riehl in späterer Zeit „aus dem frühen Kindesalter her noch manche sehr bestimmte Erinnerung" im Gedächtnis, und er erachtete es als „einen großen Segen für sein ganzes Leben", daß er „so manches Jahr lang", wo er „selber noch nicht musizieren konnte, allwöchentlich zweimal mit den keuschesten, formvollendetsten Instrumentalwerken von Haydn, Mozart und Beethoven in den Schlaf gegeigt" worden sei. So sei es gekommen, daß er von Kind auf zu diesen drei Meistern „wie zu den treuesten väterlichen Freunden aufblicken" lernte, daß sie ihm „schon sehr frühe eine Autorität wurden, ein Heiligtum", woran ihm „keiner tasten durfte".

Des Vaters Anschauungen sind dagegen, soweit sich begründete Vermutungen aufstellen lassen, nicht auf den Sohn übergegangen. Dahingestellt muß bleiben, wie weit die Schilderung übertrieben ist, die Riehl unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege, 1872, gewissermaßen noch im Siegesrausche, in der Neuen Freien Presse [3] von dem französischen Geiste seines Elternhauses und seiner näheren Umgebung gab. Er erzählt dort, daß sein Vater ihn schon „in den frühesten Jahren" antrieb, fran-

---

[1] N. F. P.
[2] Deutsche Vierteljahrsschrift, zitiert D. V. S., 1853, S. 162.
[3] Siehe Einleitung.

zösisch zu lernen. „Man muß französisch so gut wie deutsch sprechen", pflegte der Vater zu sagen, „französisch gilt durch die ganze Welt". „Unter Überschätzung französischer Art" sei er „von andern gebildet" und später „national und zugleich konservativ geworden im natürlichen Gegenschlag zu dem andern Extrem" seiner „politischen Jugendeindrücke" [1]. Dabei gibt er zur Erhärtung seiner Aussagen ein Erlebnis aus seiner frühesten Jugend zum besten, durch das ihm schon als Kind auf einem Ausfluge nach Bad Langenschwalbach das antideutsche Wesen seiner Umgebung zum Bewußtsein gekommen wäre. In einem Gasthause erregte „ein lithographiertes Porträt" „im unscheinbarsten schwarzen Rahmen" die Aufmerksamkeit der Gäste. Es stellte nicht, wie es der Knabe bisher gewohnt war, französische Helden, sondern einen deutschen, den Freiherrn vom Stein, dar. Man machte darauf aufmerksam, daß dieses Bild hier hing; war doch „der dargestellte Mann am nassauischen Hofe sehr schlecht angeschrieben". Der Knabe aber prägte sich die Züge und den Namen des Mannes fest ins Gedächtnis, „denn ein Mann, dessen Bild nirgends als in Schwalbach zu sehen war, und trotzdem so allgemeines Aufsehen erregte, mußte doch wohl merkwürdig sein". Die Anekdote gewinnt dadurch nicht an Glaubwürdigkeit, daß sie in Riehls Schriftstellerei erst 1872 auftaucht, und er sich ihrer weder bei der Niederschrift seiner „Bilder aus dem Lahntale [2]" noch in einem Stein gewidmeten Artikel des Frankfurter Konversationsblattes [3] erinnert hatte. Die gesamte Schilderung erscheint tendenziös, da sie ganz verschweigt, daß es von Anfang an zum mindesten nicht an starken Gegenwirkungen gegen die „französische Erziehung" Riehls durch den Großvater gefehlt hat.

Um 1760 zu Marnheim am Donnersberg geboren, war der Großvater anfänglich gleich seinem Vater daselbst Lehrer gewesen. Der Fürst von Nassau-Weilburg hatte ihn in den Hofdienst übernommen. Als herzoglich nassauischer Haushofmeister hatte er sich zu Biebrich in den Ruhestand versetzen lassen. Er besaß neben großer Lebenserfahrung ausgedehnte Kenntnisse; „er erhob sich über den mittleren Durchschnitt der kleinbürgerlichen Bildung seiner Zeit [4]". Der Großvater starb schon, als Riehl erst zehn Jahre zählte, aber sein tiefgehender Einfluß ist nicht nur von Riehl selbst in seinen „Religiösen Studien" nachdrücklich behauptet worden, sondern läßt sich auch in den Anschauungen des jungen Riehl unzweifelhaft verfolgen.

[1] Dafür, daß er nicht gleichzeitig national und konservativ wurde, vgl. die späteren Abschnitte.

[2] 1843 (siehe Lit.-Verz.).

[3] Nr. 87 u. 88 vom 28./3. und 29./3. 1846.

[4] R. St., S. 400.

Am wahrhaftigsten dürfte von Riehl das Bild des Großvaters in der Novelle „Meister Martin Hildebrand“ [1] festgehalten worden sein. Vermutlich hat es ihm auch vorgeschwebt bei der Zeichnung des alten Mennoniten in dem sozialen Roman „Richard Zürbach“ (1846) und entsprechend in der „Geschichte von Eisele und Beisele“ (1848). Verblaßter erscheint es in der Charakteristik der „Religiösen Studien“. Dafür sind hier die Gegensätze des Vaters und Großvaters in ihrer Stellungnahme zu politischen Fragen scharf herausgearbeitet: der Vater Kosmopolit, Freund der Ideen von 1789, Napoleonschwärmer, der Großvater deutsch, antirevolutionär, Napoleon hassend. Nach allen drei Skizzen war der Zug, der auf den Knaben den tiefsten Eindruck machte, Giesens Religiosität und Kirchentum. Riehls Vater war Freimaurer, kein Kirchengänger, tolerant im Sinne der Aufklärung. Der Großvater dagegen war eifriger Lutheraner, ging regelmäßig Sonntags zur Kirche und nahm dorthin, in das schlichte Mosbacher Gotteshaus, auch den Enkel mit, wo der greise, ehrwürdige Kirchenrat Handel [2], der nur noch mit zitternden Händen die Bibel zu halten vermochte, das Wort Gottes im Sinne Giesens predigte. Der Knabe fand keinen Geschmack an des Vaters Logenliedern, wohl aber an dem Gesangbuch des Großvaters. Wie Giesen in „Martin Hildebrand“ geschildert wird, hatte ihm die Vereinigung des lutherischen und reformierten Bekenntnisses „viel Gewissensangst gemacht“, und wenn am Reformationsfeste, das zu einer Feier der Union geworden, der Pfarrer in der Predigt die beiden großen Reformatoren mit Namen erwähnte, dann paßte Giesen auf „wie ein Hechelmacher“, ob der Prediger „Luther zuerst nannte oder Zwingli“. Daher dürfte in „Richard Zürbach“ insbesondere die Begegnung des alten Mennoniten mit dem religionsspötterischen französischen Kavalleristen [3] auf eine Erzählung des Großvaters zurückgehen. Dagegen stimmt nicht damit überein, wenn die „Religiösen Studien“ behaupten, daß der Großvater keine bestimmte dogmatische Richtung gehabt habe, und nur sein werktätiges Christentum an ihm loben. Aber es wird sich noch zeigen, daß Riehl dort unbewußt der Neigung folgte, selbst seine eigenen religiösen Jugendmeinungen auf gleiche Weise zu verwischen.

Des Großvaters Einwirkung auf den Knaben blieb nicht auf das religiöse Leben beschränkt. Oft begleitete Riehl Giesen auch auf dessen Wanderungen durch Feld und Flur. Er wurde dabei angeleitet, das

---

[1] „Kulturgeschichtliche Novellen“, besonders S. 335 ff.

[2] Siehe darüber L. Kvepp in der „Nassovia“ 1901, Nr. 11, auch N. St., Seite 403 u. 404.

[3] F. K.-B., Nr. 155, 7./6. 1896; vgl. „Eisele und Beisele“, S. 26 f.

Leben um sich her, seine Umgebung, insbesondere der Bauern Leben und Tun, liebevoll und bis ins einzelne zu beobachten. Die Methode und Art des Großvaters hat nachgewirkt durch des Enkels ganzes Leben. Wenn sich Riehl in dem Aufsatze der Neuen Freien Presse 1872 aus der Kindheit „an die überall noch sichtbaren Kriegsspuren aus der Zeit von der französischen Revolution" erinnerte, so dürfte auch da eher der Großvater mit seiner Gegnerschaft gegen die Revolution als der die Revolution bewundernde Vater dem Knaben die Augen geöffnet haben. Sie ließen in dem kindlichen Geist „den ersten ahnenden Blick in die Geschichte" aufkommen. Insgesamt ist es wohl berechtigt zu urteilen, daß des Vaters Neigungen, dagegen des Großvaters Anschauungen in Riehl fortlebten.

Als die Jahre des Schulbesuchs für Riehl gekommen waren, wurde er zunächst in die Biebricher Volksschule geschickt. Über sie und seinen Lehrer dort urteilt er in den „Religiösen Studien" hart. Den Lehrer schildert er als parteiisch. Der nassauischen Simultanschule verdanke er nichts inbezug auf seine religiöse Erziehung. Man wird annehmen dürfen, daß ihn seine Erinnerung nicht täuschte; denn schon in den 40er Jahren hat er wiederholt rücksichtslos abfällig über den Stand der Volksschullehrer und die Leistungen der Volksschule geurteilt [1]. Dazu wäre er kaum imstande gewesen, hätte er selbst seine Volksschuljahre in dankbarem Gedächtnis gehabt.

Aus den Zeiten, da er danach die Lateinschule zu Wiesbaden besuchte, klingt ein Nachhall weiter in seiner Novelle „Abendfrieden" [2]. Da erzählt er davon, wie er mit andern Biebricher Buben auf der Biebrich-Wiesbadener Landstraße „in den lateinischen Acker" d. h. auf das Pädagogium zu Wiesbaden tagtäglich gezogen sei. In der Neuen Freien Presse warf er dem Pädagogium vor, daß seine Schüler nicht deutschnational erzogen worden seien. Man habe ihnen wohl erlaubt, die „Nächtliche Heerschau" von Zedlitz vorzutragen, welche den toten Cäsar verherrlichte, „nicht aber ein Lied, welches Blücher oder Scharnhorst gefeiert hätte". Es wurde aber schon bemerkt, daß gerade dieser Quelle Mißtrauen entgegengebracht werden muß.

Reichlicher fließen die Mitteilungen Riehls über seine Weilburger Gymnasialzeit dank einem Essay in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen" [3], „Die Idylle eines Gymnasiums" betitelt, ferner dank einigen in „Eisele und Beisele" [4], auch schon in „Richard Zürbach" [5] niedergelegten

---

[1] Vgl. z. B.: „Eisele und Beisele", S. 125 ff., Karlsruher Zeitung Nr. 188 vom 12./7. 1847 und Telegraph für Deutschland Nr. 45 u. 46 aus dem März 1845.

[2] W. H. Riehl, Neues Novellenbuch, 1. A., 1867, Seite 1 ff.

[3] Seite 1—56. [4] Seite 59.

[5] F. K.-B. Nr. 159 vom 11./6. 1846.

Erinnerungen und endlich dank den kurzen Bemerkungen in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ [1].

Riehl war Schüler des Weilburger Gymnasiums von 1837 bis 1841. Wie die meisten deutschen Gymnasien jener Zeit war auch das zu Weilburg noch in Wahrheit eine Gelehrtenschule. Der Unterricht beruhte auf gründlicher Einführung in die alten Sprachen, vor denen nicht nur die Realien, sondern auch das Deutsche als Unterrichtsgegenstand zurücktrat. Vielleicht hat Riehl in den Jahren, da er Schüler war, dem Unterrichtssystem noch nicht die warme Würdigung entgegengebracht wie 1853, als er schon recht „konservativ“ geworden war, sicher aber auch nicht die Abneigung, die er darüber in den Jahren seines Sturmes und Dranges bezeigte. Dawider spricht schon das gute Verhältnis, das zwischen ihm und seinem Direktor auch nach Verlassen der Schule fortbestand. Der Direktor Friedemann war später Archivdirektor in Idstein, als Riehl in Wiesbaden die Nassauische Allgemeine Zeitung redigierte. Damals brachte diese, besonders aber ihr belletristisches Beiblatt, gar manche zitatenreiche Abhandlung des alten Gelehrten. Als Friedemann 1853 starb, widmete ihm sein Schüler in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, an der er nunmehr als Redakteur wirkte, einen warmen Nachruf [2]. Ebenso rühmt er ihn in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“.

Keine Klarheit zu gewinnen ist über Riehls Beziehungen zu der deutschen nationalen Bewegung von 1840 und zur deutschen Literatur auf dem Gymnasium. In „Richard Zürbach“ und entsprechend in „Eisele und Beisele“ erzählt er, daß ihm der Gymnasialdirektor verbot, „Goethe zu lesen“. „Von der Stunde“ an habe er „allen Respekt vor Cicero und Horaz verloren“ [3]. Dazu würde passen, was er an anderer Stelle in „Richard Zürbach“ berichtet, daß er bis zur Universitätszeit noch nichts von Gutzkow gelesen habe [4]. Aber beide Angaben widersprechen andern Bemerkungen in andern Büchern so sehr, daß sie wohl kaum dem Leben entnommen, sondern als tendenziöse Erfindungen zu werten sind, ähnlich wie die Schilderung des Lehrers, der den Schülern eingeschärft haben soll, daß sie - die sechzehnjährigen Gymnasiasten — sich „als zukünftige Staatsdiener ein imponierendes Ansehen geben müßten, den gewöhnlichen Bürgersleuten gegenüber“ [5]. In der „Neuen Freien Presse“ wird bei der Charakteristik der undeutschen Umgebung, in der Riehl aufgewachsen sein will, das Gymnasium nicht ausgenommen. Dagegen berichtet Riehl

[1] 1853, S. 162 u. 166.
[2] Beil. Nr. 133 vom 13./5. 1853.
[3] F. K.-B. Nr. 159 vom 11./6. 1846; „Eisele und Beisele“, S. 59.
[4] F. K.-B. Nr. 183 vom 5./6. 1846.
[5] F. K.-B. Nr. 159 vom 11./6. 1846, „Eisele und Beisele“, S. 59.

in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“ mit Wärme, wie in Weilburg das Studium der Antike sich mit lebendiger Teilnahme für deutsche Literatur und deutsche Nationalgröße vertragen habe. Man habe die neuen deutschen Dichter gelesen. Im Jahre 1840, anläßlich der Bedrohung des Rheins durch Thiers, seien „alle namhaften Primaner“ [1] des Weilburger Gymnasiums – darunter befand sich auch Riehl – zusammengetreten, „um sich zum Eintritt ins Heer zu melden.“ Bei dieser Gelegenheit habe dann auch die „kleine kriegslustige Schar“ Niklas Beckers Rheinlied nach einer Melodie gesungen, die ihr Gesanglehrer eigens für sie gesetzt hätte [2].

Durch seinen Direktor und besonders durch den Unterricht in der Geographie Homers sei er, so erzählt Riehl ebenfalls in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen“ (S. 53), zur Fortsetzung der Wanderungen angeregt worden, die er als Kind mit dem Großvater unternommen hatte. Weilburg war durch seine Lage zum Ausgangspunkt für Fußreisen besonders geeignet. Riehl unternahm nun nach demselben Bericht von hier aus seine erste systematische Wanderung. Er beging „das Weiltal von der Mündung des Flüßchens in die Lahn bis zu den Quellen am Taunus und wollte von jedem Dorf und jeder Burg, von Felsen und Wäldern, von Bürgern und Bauern genaueste Kunde geben.“ Dem Direktor habe er dabei die Anregung verdankt, auf vieles einzelne zu achten, die Betrachtung dann aber zum Allgemeinen zu erheben.

Am meisten und innerlichsten beschäftigt hat den jungen Gymnasiasten auf jeden Fall die Musik. In der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ (S. 162ff.) hat er 1853 einen Überblick über seine musikalische Entwicklung gegeben, der die folgenden Angaben entnommen sind. Der Vater hatte ihm schon vor dem Eintritt in das Gymnasium „bei einem guten Techniker Unterricht auf der Geige“ erteilen lassen. Bei diesem Manne blieb er bis zum 16. Lebensjahre. Zur Violine ließ der Vater den Knaben noch „unter der Hand die Viola und etwas Violoncell“ lernen. So gewann der Sohn frühe „eine Übersicht über die ganze Partitur des Streichquartetts,

---

[1] Seite 54. Übrigens ist von dieser patriotischen Tat der Weilburger Gymnasiasten nichts Sicheres zu erfahren. Auf eine Anfrage erklärte der derzeitige Weilburger Gymnasialdirektor, Herr Dr. Euler: „Weder das betreffende Programm des Gymnasiums, noch die betr. Schulgeschichte, auch nicht die sog. ältesten Leute haben mir etwas sagen können.“

[2] Anfang 1841 schilderte R. die Wirkung des Nationalgesanges in einem kleinen Artikel (s. Schriften-Verzeichnis Nr. 3). Er erzählt davon, wie Engländer zur Zeit der Napoleonischen Kriege aus ihrer Mutlosigkeit durch den Gesang von „Save the King“ zu flammender Begeisterung hingerissen wurden. Vielleicht steht die Abfassung dieses kleinen Aufsatzes im Zusammenhang mit dem eben erwähnten Weilburger Ereignis.

als des eigentlichen Grundbaues aller höheren Instrumentalmusik", noch bevor er „ein Klavier berührt" hatte. Von dem Klavier hielt ihn der Vater „möglichst lange fern"; er haßte dieses Instrument als „ein buhlerisches, charakterloses", und wenigstens ein Teil dieses Hasses übertrug sich auch auf seinen Sohn, „der das Klavier am liebsten nur als ein notwendiges Übel passieren lassen möchte". In dem Musikzimmer des väterlichen Hauses war auch „eine an historischen Seltenheiten reiche musikalische Bibliothek" aufgestellt. Nur verstohlenerweise war es dem jungen Riehl „anfangs manchmal vergönnt" gewesen, sich „so recht in die alten Notenbücher einzuwühlen" und seinen „Heißhunger nach musikalischer Erkenntnis zu stillen". Dort fesselte ihn zum ersten Male „eine Händelsche Partitur", „eine Händelsche Oper". Er errang sich seinen Händel ohne alle Hilfe „und zwar in seiner alten strengen, ursprünglichen Form", zu einer Zeit, zu der er „nach dem gewöhnlichen Gange des musikalischen Unterrichts wahrscheinlich noch mit geistlosen Etüden und und Phantasieen von Herz[1], Hünten[2], Kalkbrenner[3], und wie die damaligen Tageskomponisten sonst noch hießen, geplagt worden wäre." Die Händelsche Oper führte Riehl zu den älteren Italienern. „Eine reiche Auswahl weltlicher Kantaten von Astorga[4], Niccolo Porpora[5], Steffani di Spiga[6], Corradini[7] und anderen ward zu enträtseln versucht." Dies wollte ihm solange nicht recht gelingen, bis er „die im kleinen ganz gleichartige Struktur" dieser Kantaten „mit der älteren Sonaten- und Symphonienform" entdeckte. Besonders bedeutsam war es für ihn, daß ihm bei dem Studium der alten italienischen Kantaten „die Bedeutung des architektonischen Momentes in der Musik" zu Bewußtsein kam. Es erschien ihm „die alte Musik so viel bildender für den jugendlichen Geist als die neuere, weil sie weit entschiedener auf eine strenge – wenn auch mitunter konventionelle – Architektonik der Tonstücke dringt". So hatte der junge Riehl allmählig schon „ein unbegrenztes Gebiet" musikhistorischer Studien – bewältigt, als er sich „bequemen" mußte, nachträglich Klavier zu lernen, „um eine ausgiebigere Unterstützung des inneren Ohres beim Partiturlesen zur Hand zu haben". Er merkte dabei freilich gleich, daß er „jetzt schon zum Virtuosen verloren sei". Er hat es auch später nie dazu gebracht, „sich im Salon hören lassen zu können". Ebenso war aus ihm „nur ein ganz mittelmäßiger Violinspieler" zu bilden gewesen. Aber Riehl klagte nicht darüber. „Wer nicht Gewerb aus der Musik machen will, der muß seine Zeit nicht damit verderben,

[1] Jedenfalls ist Jacques Simon Herz gemeint, der von 1794–1880 lebte.
[2] 1793—1878. [3] 1788—1849. [4] 1681—1736. [5] 1686—1766. [6] 1655–1730.
[7] Organist zu Cremona im Anfange des 17. Jahrh.

Virtuose auf einem einzelnen Instrument zu werden." Die italienischen Kantaten führten Riehl zu mehreren Hasseschen[1] Opernpartituren, deren „einfach schöner Gesang bei der durchsichtigen, sparsamen Instrumentation" nach seiner Ansicht „ein Musterbild der Kunst gibt, wie man mit wenig Mitteln viel sagt." Zwei Franzosen führten ihn dann schließlich noch tiefer in die alte dramatische Musik ein: Philidor[2] und Lully[3]. Bei Philidor wurde ihm „der nationale Unterschied zwischen deutscher und französischer Musik klar, zugleich aber auch der Einfluß des Volksliedes auf die höher durchgebildeten Musikformen". In Lully dagegen lernte er den „Richard Wagner des 18. Jahrhunderts" kennen.

Durch fleißige Benutzung der väterlichen musikalischen Bibliothek hatte so Riehl eine reiche Kenntnis auf dem Gebiete der Musik, ein festes musikalisches Fundament gewonnen. Auffallenderweise führt von diesen Angaben kaum ein Faden hinüber zu denen, die er in den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen" (S. 27 ff.) über seine musikalische Betätigung auf dem Gymnasium gibt. Nur eine Stelle in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1853 kommt dafür in Betracht, wo er S. 166 ausführt: „Ich halte es für eine Gunst des Geschickes, welche ich nicht dankbar genug anerkennen kann, daß es mir vergönnt war, in demselben Lebensalter, wo ich auf der Schule zu den Klassikern des Altertums geführt wurde, zugleich mit den älteren, dem modernen Geiste fremdartigen Tonmeistern meine musikalischen Studien zu beginnen." Den „Kulturgeschichtlichen Charakterköpfen" zufolge sangen die Weilburger Gymnasiasten und darunter er nicht nur „schöne Volkslieder" und „einzelne Chorsätze aus Opern, die eigens in usum Delphini zurecht gearbeitet waren", sie übten auch fleißig „Psalmen und Motetten des strengen Stils". Es erschloß sich ihnen „ein gutes Stück jenes reichen protestantischen Motettenschatzes, der früher auch in den Kirchen gehört wurde und damals in die Schule verbannt war". Er selbst habe dadurch Motetten von Roller[4], Schulz[5], Bergt[6], Berner[7], Hering[8], Schicht[9], Schnabel[10], Rinck[11] kennen gelernt, dazu noch solche von Bernhard Klein[12], Spohr[13], Mendelssohn[14]. Auch sei ihm in dem Gymnasialorchester Gelegenheit geboten worden, seine Fertigkeit auf der Viola zu vervollkommnen.

---

[1] Joh. Ad. Hasse (1699—1783).

[2] Jedenfalls ist François A. Philidor (1726—1795) gemeint.

[3] 1632—1687.

[4] 1718—1785. [5] 1747—1800. [6] 1772—1837. [7] 1780—1827.

[8] R. meint jedenfalls K. E. Hering, der in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts lebte.

[9] 1753—1823. [10] 1767—1831. [11] 1770—1846. [12] 1793– 1832. [13] 1784—1859.

[14] 1729—1786.

Seine Liebe blieben von der Kinderzeit her die drei großen Meister des ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts, Mozart, Beethoven und Haydn. Er brach mit einem Schulfreunde auf lange Zeit, weil dieser „das zarte, innige erste Thema des Haydn'schen Quartettes in B-Dur (Heft 6, Nr. 2 der alten Leipziger Ausgabe) nicht in seiner Art unübertrefflich schön finden wollte", trotzdem der auf Haydn Eingeschworene ihm dasselbe „mit allem Ausdruck", dessen sein „schülerhafter Bogen nur fähig war, wenigstens sechsmal nacheinander vorgeigte" [1]. Verstehen kann man deshalb auch das fast schwärmerische Urteil des kaum achtzehnjährigen Riehl, das der Jugendliche über seine drei Lieblinge in der Musik, über Mozart, Beethoven und Haydn in einer seiner ersten schriftstellerischen Arbeiten fällte: „Mozart können wir nicht begreifen, Beethoven müssen wir anstaunend bewundern, Haydn aber müssen wir lieben" [2].

Aus der Beschäftigung mit der Musik sog auch sein angeborener Trieb zur Schriftstellerei seine erste Nahrung. Schon von dem Oberprimaner erschienen 1841 in der Didaskalia, dem belletristischen Beiblatt zum Frankfurter Journal, mehrere kleine musikgeschichtliche Aufsätze, musikalische Kleinigkeiten. Als er „das erste, was er geschrieben, gedruckt gelesen hatte, da war er in kindischer Freude ins Freie gestürmt – es duldete ihn nicht mehr zwischen vier Wänden – und war mit stolzem Selbstgefühl gleichsam wie ein neuer Mensch die allbekannten Pfade gewandelt" [3].

Es nahte allmählich für Riehl die Zeit, wo er sich für einen Beruf entscheiden mußte. Wie er zu einer Entscheidung kam, davon hat er als Greis in den „Religiösen Studien" ausführlich erzählt. Er habe die Wahl zwischen drei Brotstudien gehabt, zwischen dem Wirken als Beamter, Geistlicher und Arzt. Sein Vater hätte es gerne gesehen, wenn sein Sohn Arzt geworden wäre. Für den Beamtenstand schwärmte weder Vater noch Sohn. Der Vater war als Hofbeamter schlecht auf die mächtig aufsteigende Bureaukratie zu sprechen; der Sohn wollte sich in seinem Unabhängigkeitsdrange nicht als Beamter in die Abhängigkeit begeben; zudem habe er gar zu gut gewußt, welches Mißtrauen das Beamtentum bei dem Volke zu gewärtigen hatte. Deshalb habe er schließlich den geistlichen Stand gewählt. Zwar wollte der Vater auch von diesem Berufe nichts wissen, der Sohn aber neigte schon längere Zeit dazu. Er glaubte, die persönliche Unabhängigkeit, das Walten im

[1] D. V. S., S. 162.
[2] Didaskalia, Nr. 71 vom 12./3. 1841.
[3] F. K.-B., Nr. 176 vom 28./6. 1846.

praktischen Leben und endlich genügende Muße, seine geliebte Musik zu pflegen, in diesem Stande am ehesten zu finden. Ihn lockte das Amt und das Leben des auf dem Lande inmitten der Bauern segensreich wirkenden Geistlichen, nicht die Theologie. Es dünkte ihm „ein herrlicher Beruf, unter schlichten, treuen, von der Kultur noch wenig, von der Kritik noch gar nicht berührten Menschen zu leben, sie zu belehren, zu bessern, zu erbauen, zu trösten, ihnen überall, im Amte wie außer dem Amte, als Helfer und Berater zu erscheinen, teilnehmend in Freud und Leid; an Bildung ihnen überlegen, aber gleich vor Gott im Glauben, Lieben, Hoffen“ [1].

Nicht ohne jeden Zweifel wird man diese Darstellung der Berufswahl durch den alten Riehl hinnehmen dürfen, da er in den „Religiösen Studien“ die Tendenz hat, seine geistige Entwicklung geradlinig darzustellen. Freilich läßt sich sowohl seine Meinung von der Volkstümlichkeit des geistlichen Berufes, wie von der durch das Mißtrauen des Volkes erschwerten Tätigkeit eines Beamten, verhältnismäßig weit, bis zum Jahre 1847 [2], aber doch nicht bis in die Tage der Berufswahl hinauf verfolgen. Andererseits sind einige weitere Angaben in den „Religiösen Studien“ nicht völlig mit der Hauptdarstellung in Einklang zu bringen. Riehl erinnert sich dort doch auch, daß ihn der tragische Tod seines Vaters, der durch Selbstmord endigte, in seinem Entschlusse bestärkt habe, und daß die Mutter den Entschluß des Sohnes freudig billigte, dem „unter den niederschlagenden und erschütternden Eindrücken der letzten Jahre, das Bild des Großvaters wie eine Lichtgestalt immer stärker vor die Seele getreten [3]“. In „Richard Zürbach“ schildert sich Riehl beim Übertritt auf die Universität als einen jungen Fanatiker [4]. Es scheint also auch erlaubt, anzunehmen, daß plötzliche seelische Erschütterungen, die vielleicht auch ihn schroff und erregt in seinen Ansichten machten, einen größeren Einfluß auf seine Entscheidung für den geistlichen Beruf ausgeübt haben, als die Erwägung, unter dem Volk wirken zu können. Daneben mag die Hoffnung, im geistlichen Stande mehr freie Zeit für die Musik zu behalten als in jedem andern Brotstudium, immerhin mitgewirkt haben. So erscheint Riehls innerer Zustand in dem Augenblick, da er das Gymnasium verließ, auf jeden Fall nicht, daß man dem Greise völlig die Behauptung glaubt, er sei auf die Universität gezogen, willens, ein Mann zu werden, „der den andern die göttliche

[1] R. St., S. 391 f.
[2] Siehe z. B. Frankfurter Oberpostamtszeitung, Nr. 98 vom 9./4. 1847.
[3] R. St., S. 422.
[4] F. K.-B., Nr. 183 vom 5./7. 1846. Siehe unten S. 18 u. 19.

Harmonie der Welt predigend, diese Harmonie auch in sich selber zu erringen weiß [1]."

Seltsam mutet an, daß Riehl weder in den „Religiösen Studien" noch sonst irgend einmal eines Einflusses der Mutter auf seine geistige und religiöse Entwicklung gedenkt, da er doch so eindringlich den Anregungen des Vaters und Großvaters nachspürt. Dennoch war er voller Kindesliebe für sie, wie aus der Art ihrer gelegentlichen Erwähnung hervorgeht. Darf man aus „Richard Zürbach" und „Eisele und Beisele" Rückschlüsse ziehen, so war sie eine schlichte, um ihre Kinder von Herzen sich sorgende Frau, und die Studienjahre, in die ihr Sohn nun eintrat, sind ihr noch Jahre schweren Kummers geworden.

[1] R. St., S. 423.

Zweiter Abschnitt.

Marburg.

Im Sommersemester 1841 bezog Riehl als Student der Theologie die Marburger Hochschule. „Eine liebe Erinnerung“ [1] blieb ihm sein Leben lang der Einzug in Marburg, wie er und mehrere Studenten „als neue Füchse in später Nacht angerumpelt kamen und bei der Stadtgrenze schon im Vorgefühl künftiger Wonne Goethes Ergo bibamus anstimmten, und wie der ungeheure Kasten von Omnibus zum freundlichen Willkomm an der Ecke des Steinweges umfiel“. Das war sein Anfang in der Stadt, wo er „die goldenen Erstlingssemester“ verträumte.

Riehl setzte als Student mit verdoppelter Lust die Wanderungen fort, die er an des Vaters und des Großvaters Hand zuerst betrieben hatte, und blieb auf ihnen auch den kunstgeschichtlichen Interessen treu. In dieser Zeit, anfangs 1842, erschien Kuglers Kunstgeschichte. „Mit heißem Eifer“ [2] studierte er sie; zahlreiche Zitate aus ihr und Verweise auf sie in seinen literarischen Arbeiten der nächsten Jahre liefern den Beleg dafür [3]. In Marburg selbst offenbart sich ihm in der Elisabethenkirche „der gotische Stil, im Geiste eines härteren Ernstes gehandhabt“ [4]. Sie wurde ihm „ein hohes, heiliges Kunstwerk“, „der Ausdruck keuscher, strenger Schönheit“. Auf den Wanderungen zwischen Marburg und der Heimatstadt Weilburg a. d. Lahn sah er bewundernd auch den Wetzlarer Dom. Im oberen Lahntal suchte er die Gemälde und Kunstschätze der Kirche des Klosters Altenberg auf. Von Wetzlar aus machte er einen Abstecher nach „Wahlheim“ (Garbenheim), „diese durch Goethes geniale Schöpfung geweihten und klassischen Orte“ [5]. Über der Kunst übersah er, der großväterlichen Anleitung getreu, das Volk nicht. Das des

[1] Didaskalia, Nr. 123 vom 3./5. 1844.

[2] R. St., S. 452.

[3] Vgl. z. B. F. K.-B., Nr. 96 vom 6./4. 1843 u. 117 vom 28./4. 1843; ferner Morgenblatt, Nr. 182 vom 30./7. 1844.

[4] „Grenzboten“, 1845, 1. Semester, 2. Bd., S. 469 ff.

[5] F. K.-B., Nr. 115 vom 26./4. 1843.

oberen Lahntals hat er später in den „Bildern aus dem Lahntale“ und in den „Hessischen Skizzen“ geschildert.

Riehl hat in Marburg auch viel geschriftstellert, wie es scheint, um des Broterwerbes willen. Er veröffentlichte seine Arbeiten meist in der „Didaskalia“, die ihm ihre Spalten zuerst geöffnet hatte. Aber er trat auch schon in Verbindung mit dem Frankfurter Konversationsblatt, eine Verbindung, die für ihn in späteren Jahren folgenreich werden sollte.

Zwei ernstere Arbeiten von der Art der ersten musikgeschichtlichen Versuche der Primanerzeit finden sich unter den Erzeugnissen der Marburger Semester. Im Sommer 1841 erschien „Die deutsche Oper in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ [1]. Riehl legte darin die äußere Gestaltung und innere Entwicklung der Oper dar und behandelte im Zusammenhang damit Händel, Hasse und Gluck. Im Dezember folgten „Beiträge zur Charakteristik Dalayracs [2]. Außerdem schrieb Riehl in Marburg drei Novellen. Die erste erschien in der Didaskalia im August 1841 unter dem Titel: „Ezzelin von Padua“ und schildert, wie der harte Feldherr Kaiser Friedrichs II. den Liebesbund seines natürlichen Sohnes Pietro di Coni und der Cunizza, der Tochter des paduanischen Aristokraten Basantino, ohne Erbarmen auseinanderreißt. Die zweite Novelle arbeitete Riehl in den großen akademischen Ferien von 1841 in Weilburg ebenfalls für die „Didaskalia“ aus unter der Überschrift: „Zwei Jahre aus Händels Leben“. Sie erzählt, wie Händel unter dem Einflusse eines Londoner Mädchens seinen „Messias“ komponiert. Im April 1842 folgte im Frankfurter Konversationsblatt die dritte Novelle „Giovanni Palestrina“, die er selbst als Pendant zu den „zwei Jahren aus Händels Leben“ bezeichnet. Er stellte darin die Liebe zweier Freunde Palestrinas und des Malers Giulio di Faenza zu Lucia, der Nichte der Vittoria Colonna, dar.

Aus der Marburger Zeit stammt auch das einzige von Riehl veröffentlichte Gedicht, das, im Januar 1842 in Marburg entstanden und „Trost“ überschrieben, in drei Sonetten den Trostlosen und Unglücklichen als Grundgedanken ans Herz legt: „Fernher vom Himmel blinkt der Trost der Sterne! Süß sind auch Schmerzen, lind der Sehnsucht Wunden, so schön der Abglanz längst entflohner Stunden: der fühlt das Glück erst, dem das Glück geschwunden.“ Selbst unter die Komponisten wagte er sich damals. Gleich zu Beginn des ersten Semesters, im Mai 1841 [3], erschien von ihm „ein Quartett für zwei Violinen, Alt und Violoncell, Robert Bernhardt dediziert, bei F. Dunst in Frankfurt a. M.“ als Opus I.

[1] Didaskalia, Nr. 169 u. 170 vom 18./6. u. 19./6. 1841.

[2] Didaskalia, Nr. 354 u. 355 vom 20./12. u. 21./12. 1841. Dalayrac lebte 1753-1809.

[3] Laut Aufz. W. H. Riehls.

Über allem fröhlichem Wandern und dem leichten literarischen Getriebe bereitet sich aber allmählich durch den Einfluß der Universität eine bedeutsame geistige Wandlung in Riehl vor. Die Universität stellte ihn in einen neuen ernsten Gedankenkreis hinein, und er ließ sich davon packen in dem idealen, leidenschaftlichen Eifer, der für so viele Studenten jener Tage charakteristisch ist, und durch den die deutschen Universitäten damals ihre große Wirkung auf die innere geistige und politische Entwicklung des deutschen Volkes erlangen konnten.

Das vorherrschende Interesse nahm unter den Studenten Philosophie und Geschichte in Anspruch. So hörte denn auch der junge Theologe Riehl vorzüglich die beiden Marburger Philosophen Bayrhoffer [1] und Sengler [2]. Sengler hat ihn nicht tiefer berührt. Er zählte ihn zu jenem „Kreis philosophischer Romantiker", welche „entschieden die Berührung des Schellingschen und auch Hegelschen Systems mit dem Katholizismus repräsentieren" [3]. Dagegen nannte er den Hegelianer Bayrhoffer den Professor, der „unter den Marburger Katheder-Zelebritäten" „vorzugsweise Erwähnung" verdient, „durch seine philosophischen Werke, sowie als Mitarbeiter der alten Hallischen Jahrbücher einem größeren Publikum bekannt". Das Äußere seines Vortrages schien ihm „überaus gemessen, farblos". „Sein Wirkungskreis als akademischer Lehrer" sei „für Marburg nicht klein", „obgleich viel Energie und Beharrlichkeit erfordert" wurde, „mit Ausdauer seiner scharfen Gedankenentwicklung zu folgen, die sich in einer nichts weniger als populären Terminologie ihre Form" schuf. „Bayrhoffer ist ein wissenschaftlicher Charakter; denn seine Philosophie ist ihm nicht von außen her in Resultaten überkommen, er selbst hat sich zu denselben durchgerungen. Bezeichnend für ihn ist daher das schöne Wort, welches er jüngst als Faksimile unter sein Porträt gesetzt; es heißt: „Die Philosophie ist kein schimmerndes Gewand, welches der Geist über seine Gefühle, Vorstellungen und Wünsche wirft, sie ist eine Wiedergeburt des Geistes aus sich selbst, ein Gewinn des Herzens aus seinem Verluste" [4].

Die Bayrhoffer entgegengebrachte Bewunderung legt Zeugnis dafür ab, daß „die Sphinx der Hegelschen Philosophie" auch Riehl „lockte" [5]. Noch tiefer packte sie ihn vielleicht durch den Freundeskreis, in den er nach und nach eintrat. Von diesem Freundeskreis gibt er in den „Religiösen Studien" [6] an, daß seine Mitglieder „aus verschiedenen deutschen Ländern, aus Hessen, Schlesien und Baden, aus den freien Städten

[1] 1812—1888. [2] 1799—1878.
[3] Beil. z. Allg. Ztg., Nr. 200 vom 18./7. 1852.
[4] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844.
[5] R. St., S. 432. [6] S. 431 f.

Frankfurt, Hamburg und Bremen" stammten. Nur von seinen „nassauischen Landsleuten war keiner dabei". Meist waren es Philosophen und Theologen, die den Kreis bildeten. Sehr viele verehrten in Hegel „den größten deutschen Denker der neueren Zeit". Noch mehr als für die Philosophie der Zeit scheinen die Jünglinge freilich für die Politik der Zeit geschwärmt zu haben. Man „kokettierte sehr stark mit Liberalismus und jungem Deutschland" [1]. „... Schön wars doch, als wir auf der Hochschule im engen Freundeskreise kindlichen Gemütes - und doch deuchten wir uns ernste große Männer! - ein Stückchen Weltgeschichte im kleinen nachspielten, wie wirs eben den wirklichen Schauspielern draußen abgelernt. Rührend war es fast, weil so naiv, wenn wir damals in der politisch bewegten Zeit, wir Studenten, landständische Tribünen im Schlafzimmer uns erbauten, am Wirtstische Preßgesetze gaben und in tieferem Zuge den Wein aus dem Glase schlürften, heiß streitend über vernünftiges oder historisches Recht; wenn wir des Morgens beim Frühstück aus zwiefachem Stoffe, aus Halbwissen und gutem Willen, die kühnste liberale Konstitution zusammenfügten" [2]. Auf dem Marburger Schloß ward damals Sylvester Jordan [3], der Führer der konstitutionellen Partei Kurhessens in dem langwierigen kurhessischen Verfassungsstreit, gefangen gehalten. Vor ihm zog Riehl seine Mütze, wenn er „auf einsamen Spaziergängen häufig im Schloßhofe" dem in Haft befindlichen Parlamentarier begegnete, den zwei Gendarmen mit geladenem Karabiner auf seinen Ausgängen zu begleiten pflegten. „Der Bleiche dankte mit einem kaum merklichen, schwermütig-freundlichen Lächeln" [4].

Eines Tages geriet Riehl, wie er in seinem Roman „Richard Zürbach" [5] andeutete, mit seinem Marburger Freundeskreise in einen Zwist. „In seinem ersten Semester" war Richard Zürbach, so heißt es an der schon wiederholt herangezogenen Stelle [6], „noch sehr theologisch kirchlich" gesinnt. „Er liebte es," gegenüber Angriffen seiner dortigen Freunde, „wenn auch nicht mit allzuviel Gründlichkeit, dann doch mit desto mehr Eifer, die von Hause mitgebrachte Richtung zu verteidigen" und „namentlich auf die Frivolität der modernen Literatur zu schmähen." Als er einmal sich ihnen gegenüber scharf gegen die literarischen Leistungen Gutzkows aussprach, ohne jemals etwas von ihm gelesen zu haben, da

[1] Riehl in dem F. K.-B., Nr 183 vom 5./7. 1846.
[2] Eisele und Beisele, S. 202.
[3] 1792—1861.
[4] Siehe Didaskalia, Nr. 123 vom 3./5. 1844; vgl. auch F. K.-B., Nr. 70 vom 11./3. 1843.
[5] F. K.-B., Nr. 183 vom 5./7. 1846.
[6] Siehe S. 10, Anm. 4 u. S. 15, Anm. 4.

examinierte ihn einer „wie ein Kriminalinquirent“ auf die Gutzkowschen Bücher hin, bis er gestand, daß ihm Gutzkow nur vom Hörensagen bekannt sei. Darüber wurden die „alten parteiwütigen Burschen“ so entrüstet, „daß sie den vorlauten Fuchs vor die Kneipe warfen.“ Gewitzigt durch diesen Zwischenfall, faßte er den Vorsatz, „niemals wieder über Dinge zu sprechen, die er nicht kenne.“ Noch im Greisenalter war in Riehl die Erinnerung an dieses und vielleicht manch anderes ähnliches Vorkommnis der Marburger Tage nicht völlig verblaßt. In den „Religiösen Studien“ (S. 434) spricht er von „schweren inneren Kämpfen“, die „immer damit endigten“, daß er „wie ein Bauer glaubte“. Aber damit, daß er zum Schlusse immer wieder „wie ein Bauer glaubte“, stimmt es schwerlich. Die Andeutungen in „Richard Zürbach“ über seine Person, daß er in Marburg „in seinem ersten Semester ... noch sehr theologisch kirchlich gewesen“, lassen den Schluß zu, daß dies in den beiden anderen dort zugebrachten Semestern nicht mehr der Fall war. Schon im ersten Marburger Semester regte Karl Hases [1] „Kirchengeschichte“ [2] den Studenten „mächtig“ an, und „dauernd“ [3] gewann er das Buch lieb. Hier und da finden sich in journalistischen Arbeiten Riehls Zitate aus dieser Kirchengeschichte eingestreut [4]. Besonders, so behauptete er als Greis, habe ihn an Hase gefreut, daß er als „Theolog so fesselnd zu schreiben verstehe“. Hases Stil erschien ihm als ein Muster, welches „nicht ohne Einfluß“ auf seine „eigene Schreibweise blieb“ [5]. Beeinflußt wurde insbesondere Riehls Urteil über das Wesen des älteren, des Vulgär-Rationalismus, durch Karl Hase [6]. Vor allem aber bekam durch diesen Gelehrten die ganze Richtung seines wissenschaftlichen Denkens die Wendung zum Historischen und im besonderen zum Kulturhistorischen, wodurch dann auch die Verbindung zwischen seiner wissenschaftlichen Entwicklung und seinen außerberuflichen Liebhabereien, der Musik und Kunstgeschichte, in weiterer Form auch dem Volkskundlichen, angebahnt wurde. „Der freie weite Blick des Verfassers wußte ja das kirchliche Leben der Jahrhunderte so überraschend in seinem Zusammenhang mit der ganzen Gesittung zu erspähen, und der Mann verstand es zugleich so gut, mit klarer, geistvoller Feder den Gang der Ereignisse zu gliedern und zu künstlerisch gerundeten Gruppen zu verbinden“ [7]. Gefördert wurde der

[1] 1800—1890.

[2] Die 1. Aufl. erschien 1834.

[3] R. St., S. 430.

[4] Siehe z. B. F. O. P. Ztg., Nr. 5 vom 5./1. 1847 (*†* Halle); Beil. z. Allg. Ztg., Nr. 200 vom 18./7. 1852.

[5] R. St., S. 430.

[6] Vgl. dazu F. O. P. Ztg., Nr. 5 vom 5./1. 1847 (*†* Halle).

[7] R. St., S. 430.

Einfluß Hases auf Riehl auch durch die Art des Marburger Kirchenhistorikers Rettberg[1] in dessen Vorlesungen dem Studenten „die Kirchengeschichte zur Religionsgeschichte und diese zur Kulturgeschichte“[2] wurde. Da hörte denn durch Lektüre und Freundeswort in Riehl der „Bauernglaube“ auf. Hatte ihn wirklich nur eine seelische Reaktion bei des Vaters Tode zum geistlichen Beruf flüchten lassen, wie Luther dereinst ins Kloster, so erklärt sich um so leichter, daß die mitgebrachte Überzeugung in der veränderten Umgebung, gegenüber den neuen Ideen und Anregungen und dem studentischen Lebenstrieb, bald ihre Wirkung einbüßte. Am Schlusse des dritten Semesters fand Riehl, daß die Marburger Universität, wie er es im April 1844 aussprach[3], immer „mehr und mehr ihrem Verfall“ entgegenging, „zum großen Teile durch Vernachlässigung von oben“, sie, die „in den alten Zeiten der freisinnigeren Religionsansicht Zwinglis“ huldigte und „die starrköpfigen Lutheraner“[4] aus ihren Hörsälen vertrieb, die aber sich „gegenwärtig mit großem Eifer“ bemüht, „die Hochschule zu einem Herde moderner Orthodoxie zu machen.“

Ganz zum Schlusse der Marburger Tage, wie ein erster Ausflug in ein Berufsgebiet, das von da ab ihm immer näher rücken sollte, entstanden im August 1842 nach die „Fliegenden Blätter aus dem Gebiete der belletristischen Zeitungsliteratur“[5].

[1] 1805—1849.

[2] R. St. 1894, S. 428 u. 429.

[3] „Telegraph“, Nr. 55 vom April 1844.

[4] In den „Bildern aus dem Lahntale“ vom März 1843 charakterisiert Riehl bei der Erwähnung des Marburger Religionsgesprächs die Lutheraner und Zwinglianer in ähnlicher Weise: „Jenes Religionsgespräch führte bekanntlich nicht zu dem Resultate, welches man bezweckte, der Vereinigung der Lutherischen und Reformierten. Alle Vermittlungsversuche scheiterten an Luthers unbeugsamen Starrsinn.“ . . . „Zu spät bereute Luther seinen damaligen Starrsinn kurz vor seinem Ende und gestand seinem Freunde Melanchthon, er sei in Marburg zu weit gegangen.“ F. K.-B., Nr. 70 vom 11./3. 1843.

[5] Siehe Didaskalia, Nr. 72 u. 73 vom 13./3. u. 14./3. 1843.

Dritter Abschnitt.

Tübingen.

Für das Wintersemester 1842/43 wählte er Tübingen zum Studienaufenthalte. Was zog ihn dorthin? Vielleicht erlauben zwei Äußerungen von ihm einen Schluß auf seine Gründe. Diese Universitätsstadt schien ihm „vor vielen andern bevorzugt", „mit dem Mute der Wahrheit und dem Glauben an die Macht des Geistes das Banner des freien Gedankens und der echten Wissenschaftlichkeit zu schwingen" [1]. Sodann habe die württembergische Regierung „bei der Besetzung ihrer akademischen Lehrstühle eine preiswürdige Liberalität bekundet"; sie habe „es wohl zu beurteilen" gewußt, „daß die Freisinnigkeit eines Baur [2], Vischer [3], Zeller [4], Reiff [5], Mohl [6] und anderer nicht zum Verderben führe, sondern zum Guten".

Schon die Reise nach Tübingen, die erste, die Riehl aus der engeren Heimat hinausführte, mußte seinen Gesichtskreis erweitern. Ganz anders als die rheinische, westerwäldische und hessische Art war die der Schwaben. Er nennt sie das „einzige deutsche Volk", das es „noch nicht verlernt" hat, „sich lächerlich zu finden", das Volk, das „eine scharf ausgeprägte Nationalität" und seine „nationale Eigentümlichkeit" [7] bewahrt hat. Seine Wohnung wählte er „oben auf der Burgsteige" „mit der schönsten Aussicht in das Ammer- und Neckartal" [8]. Des Morgens in der Frühe weckten ihn wohl die Lieder armer Knaben; denn es bestand „noch die schöne Sitte der Vorfahren, daß die Kinder der Armenschule mit ihren

---

[1] Beide in Didaskalia, Nr. 278 vom 8./10. 1843.

[2] 1792—1860. [3] 1807—1887. [4] 1814—1908. [5] 1810—1879. [6] 1799—1875.

[7] Didaskalia, Nr. 277 vom 7./10. 1843.

[8] F. K.-B., Nr. 180 vom 2./7. 1846. Dieses und die nächstfolgenden Zitate aus dem Jahrgang 1846 des F. K.-B. sind dem ersten Romane Riehls, „Richard Zürbach", entnommen und zwar dem nicht in „Eisele und Beisele" übergegangenen Teile. Der Teil dürfte durchaus autobiographischen Charakter tragen, und daher ist es wohl zulässig, die Zitate aus ihm ohne weiteres in die Darstellung zu verweben.

Lehrern des Morgens früh vor den Häusern reicher Leute mehrstimmige Lieder und Motetten" sangen, „ganz nach der Art der alten Kurrendeschüler". Der Gesang klang dem Studenten „leidlich rein". Es war „immer manche kräftige hohe Kinderstimme darunter", daß es auf ihn „einen seltsamen, wohl auch einen wahrhaft ergreifenden Eindruck" machte, „durch Choräle und andere fromme Lieder aus dem Munde unschuldiger armer Kinder zu seinem Tagewerk gerufen zu werden" [1]. Seiner Wohnung gegenüber lag eine Schmiede. „Wenn da des Morgens die Pferde beschlagen wurden, wenn die rüstigen Schmiedegesellen mit ihren von der schweren Arbeit straff und fest gewordenen Muskeln die gewichtigen Hämmer schwangen, die unbändigsten Pferde fest und sicher an dem widerstrebenden Fuße packten, oder auch mit äußerster Anstrengung ein hölzernes Rad in den glühenden Eisenreif zwängten," dann schaute der Student „oft lange nachdenklich zu und beneidete die rußigen Schmiedegesellen" und wünschte sich manchmal verstohlen „statt beständiger geistiger Anstrengung, auch einmal eine recht geistlose, rein körperliche Arbeit". „Wer nicht bis zur äußersten Ermüdung mit Geistesarbeit sich befaßt hat, der begreift diese Sehnsucht nicht, die es uns als den süßesten Genuß erscheinen lassen kann, den Tag eine Stunde Chausseesteine zu klopfen oder Holz zu sägen, nur um auch einmal Arbeit zu haben, bei der man nichts zu denken braucht [2]." „Großes Aufsehen" erregte Riehl in der schwäbischen Universitätsstadt, „weil er den ersten Sackpaletot trug, den man jemals in Tübingen gesehen". „Ging er, was freilich selten geschah, spazieren, oder zeigte er sich in einem Wirtshause, dann steckten die Leute alsbald die Köpfe zusammen." „Des ischt a nett's Bürschel", sagten die Mädchen, „er hat nur gar so a adelig's Röckle an!" [3] Zu Mittag aß er gewöhnlich im „Lämmle", einem besonders von Studenten besuchten Wirtshause Tübingens. Die Tischgesellschaft bildeten meistens Schwaben, die sich anfangs sehr zurückhaltend gegenüber dem „Norddeutschen" zeigten. „Beim Mittagessen im „Lämmle" ward gar wenig geredet, und man hörte fast nur das Geklapper der Messer und Gabeln, wenn aufgeschöpft und zurechtgeschnitten wurde, und dann a tempo eine Totenstille, sobald die eigentliche Manipulation des Essens begann [4]."

So still es aber beim Essen zuging, so bewegt war das studentische Leben und Treiben Tübingens im allgemeinen. Es war die Zeit, wo „der Liberalismus eben seine Triumphe gefeiert", wo „ein kurz andauern-

[1] F. K.-B., Nr. 190 vom 12./7. 1846.
[2] F. K.-B., Nr. 184 vom 6./7. 1846.
[3] F. K.-B., Nr. 180 vom 2./7. 1846.
[4] Ebenda.

des, aber wahrhaft jugendliches, mitunter auch etwas kindisches Auflodern" „durch alle Gemüter zog"[1]. Bei den Tübinger Studenten blieb die Politik nicht wie in Marburg auf Biertischgespräche beschränkt. Auf der „Lenzei", dem damals am besten „akkreditierten Bierhause" der schwäbischen Universitätsstadt, fand sich zuweilen „eine bedeutende Zahl von Studenten aller Farben, auch einige heimlich herübergeschlichene Stifter" ein, um „in einem Sturm der Verhandlungen, die einer gefahrlosen Miniaturkopie französischer Revolutionsszenen glichen, die Einheit der Studentenschaft, die Auflösung der Einzelverbindungen, die Abschaffung der Duelle und Konstituierung eines Ehrengerichtes"[2] zu beschließen. Heiß muß es manchmal in solchen Versammlungen hergegangen sein, in denen man sich auch nicht scheute, gegen das positive Christentum vorzugehen. Es erhoben sich dann namentlich „katholische Theologen des Konviktes mit höchster Entrüstung gegen den Redner". „Geschrei, Beweisführungen, die der Sprechende selber nicht hören konnte, erfüllten die Luft, man sprang von den Stühlen auf, stellte sich auf die Tische, um sich verständlicher zu machen[3]." Tübinger Geist war es auch, der aus Riehls Spott über die „Stiftler", die evangelischen Theologen des Tübinger „Stiftes", spricht. „Es muß sich im 18. Jahre recht behaglich leben in solcher mönchischen Absperrung"[4], so meint er, um etwas boshaft fortzufahren: „Wenigstens gedenkt mir's, daß sich im Laufe eines Jahres nur einer der „Stiftler" erhängt und nur zwei oder drei nach Straßburg entwichen sind zu den algierschen Truppen[5]." Tübinger Geist war es ebenfalls wieder, wenn Riehl das Unternehmen Berliner orthodoxer Studenten um 1842 verurteilte, die sich in einem „Orden vom historischen Christus" zusammentaten, um „das Positive des Christentums gegen die zahllosen Angriffe" ihrer „Tage zu schirmen". „Das ganze Institut des Ordens", so lautete seine Ansicht vom Dezember 1842, „hat bis jetzt wenigstens, wie sich wohl voraussehen ließ, noch keine bemerkbaren Früchte getragen, so wie denn überhaupt dieses – am gelindesten beurteilt – unzeitgemäße Unternehmen, das schon in seinem Titel so ominöse Anklänge birgt, wahrlich eher dazu dienen möchte und auch schon gedient hat, der Satire und dem Witz der Gegner einen neuen Spielplatz einzuräumen als die Sache, deren Banner es aufgepflanzt, würdig zu vertreten"[6]. Tübinger Geist war es nicht minder, wenn Riehl von nun

---

[1] F. K.-B., Nr. 183 vom 5./7. 1846.
[2] F. K.-B., Nr. 189 vom 11./7. 1846.
[3] Ebenda.
[4] F. K.-B., Nr. 181 vom 3./7. 1846.
[5] Ebenda.
[6] F. K.-B., Nr. 356 vom 27./12. 1842.

an eine Weile lang in spitziger Weise von allem Katholischen redete. In den zu Tübingen ausgearbeiteten „Bildern aus dem Lahntale" stoßen wir auf die ersten antikatholischen Äußerungen Riehls. Nach ihm „vergoß" „Dominikus, der Vater der Inquisition", „Ströme von Blut, die neue Ketzerei [der Albigenser] auszurotten" [1]. Und „die Kirche wußte die schuldlos Andersdenkenden [die Albigenser] zu verleumden, man schob ihnen schändliche Verbrechen unter; das Laterankonzil (1179) erklärte, in solchen Fällen sei die Todesstrafe ein sicheres Mittel zur Rettung der Seele" [2]. Über die Heiligsprechung der hl. Elisabeth spöttelte er: „Doch glaubt man, Landgraf Konrad, der sich damals mit einer Schar deutscher Ritter im Kirchenstaate befand, habe durch seine enorme Freigebigkeit die Kanonisierung zustande gebracht" [3].

Vielleicht sind die Tübinger Tage nicht ohne Einfluß auf sein sittliches Verhalten geblieben. In dem später an Selbsterlebtes ohne Zweifel vielfach anknüpfenden Tübinger Bericht in „Richard Zürbach" läßt er seinen Helden hier in freier Verbindung mit einer geschiedenen Frau zusammenleben. Sicher ist, daß er in seinen schriftstellerischen Äußerungen von da ab dem Rechte der Sinnlichkeit das Wort zu sprechen begann.

Die mannigfachen Gegensätze des Tübinger Lebens zwischen einer Freiheit, die für jene Zeit außerordentlich war, und ganz altertümlicher Gebundenheit, konnten nur dazu beitragen, des jungen Mannes geistige Erregung zu steigern und ihn um so unbedingter, da er einmal in dieser Richtung begriffen war, zu den Vertretern der Freiheit hinzutreiben. Tübingen sei, so schrieb er im Frühjahre 1844, „eine Universität voll scharfer Gegensätze [4]; fast überall könne man hier „zu den liberalen Theorieen ein ironisches Pendant in der Praxis auffinden ... Tübingen hat sich so ein herrlich Teil philosophischer und ästhetischer Bildung erkämpft, so manches eingerostete Vorurteil auch für das übrige Deutschland vernichtet, und doch darf heute noch bis auf vier Stunden in der Runde kein Theater errichtet werden, der Studenten halber ... Tübingen ist tolerant; Tafel, der Swedenborgianer, lehrt so frei, wie die Jünger Hegels, die Rationalisten, die Orthodoxen und die Hyperorthodoxen, und doch sind in den hiesigen Universitätsgesetzen noch alle Judenschulden illegal! ... Tübingen hat wahrlich freisinnige Rechtslehrer und höchst liberale Publizisten, aber bis auf diesen Tag noch ist das Amt eines Universitätspedellen erblich vom Vater auf den Sohn, hundert ähnlicher Privilegien gar nicht zu gedenken". Auch das vermerkte Riehl an einer

---

[1] F. K.-B., Nr. 69 vom 10./3. 1843.

[2] Ebenda.

[3] F. K.-B., Nr. 68 vom 9./3. 1843.

[4] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844.

anderen Stelle desselben Aufsatzes, wie einem der Tübinger Professoren sein norddeutsches Idiom geschadet habe. „Fichtes norddeutsches Idiom wirkt störend für die Schwaben, und die sind gerade hierin ganz lächerlich empfindsam und beschränkt, sie können es keinem Dozenten verzeihen, wenn er von Ethik und Dogmatik spricht und nicht von „Ethich und Dogmatich", vom Recht und nicht vom „Rehkt", vom Geiste und nicht vom „Gaischt".

Wie sehr Riehl dem in der Tübinger Studentenschaft vorherrschenden Zuge folgte, dafür bieten die Urteile über seine Professoren, und was er von ihnen angenommen, den besten Beweis. Kühl vermeldet er über den eben schon erwähnten von Bonn nach Tübingen übergesiedelten Professor Fichte, daß er in Tübingen nicht den Anklang fände, „welchen man vielleicht hätte erwarten können"[1]. Der Neuschellingianismus habe „den Schwaben zu wenig Entschiedenheit", und zudem möchten sie „überhaupt keinen Philosophen goutieren, der so stark gegen Hegel" polemisiere, wie Fichte, der dazu noch „die Logik Wilhelm Traugott Krugs[2], des alten ehrlichen Leipziger Kantianers", als das praktischste „Handbuch für Studierende auf dem Katheder" empfehle. „Man sieht, Fichte legt hier den Bonner Maßstab an[3], allein das Tübinger philosophische Barometer dürfte doch einige Grad höher zeigen."

Daß Baur und Zeller ihn beeinflußt hätten, bestritt der alte Riehl in den „Religiösen Studien". In den „Schwäbischen Skizzen", also fast unmittelbar nach der Tübinger Zeit, behauptete er dagegen ihren Einfluß auf sich geradezu[4]. Deutlich geht Baurs Einfluß auf den Studenten aus Riehls Darstellungen in den „Aphorismen zu drei Universitäten" hervor[5]. „Baur, ein Philosoph unter den Theologen", hat „viel Persönlichkeit"; „es ist etwas Königliches, Würdevolles in seinem Vortrage, voll Tiefe und Gründlichkeit"; „wenn er nur nicht gar zu gelehrt wäre". „Man merkt diesem vielumfassenden Geiste an, daß er unter schwerem Kampfe seinen gegenwärtigen wissenschaftlichen Standpunkt sich errungen hat." „Nicht blendend auf den ersten Moment, aber voll gewaltiger Überzeugungskraft bei längerem Anhören, ist er mit seiner Richtung so ziemlich normgebend für die Farbe der theologischen Studenten."

Die stärkste Wirkung aber übte in Tübingen der Ästhetiker Fr. Th. Vischer auf Riehl aus. So lebendig war dieser Eindruck, daß, als Riehl

---

[1] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844. J. H. Fichte lebte 1797—1897.

[2] 1770—1842.

[3] Es handelt sich um ein Urteil Riehls aus einer Zeit, da er auch Bonn schon kannte!

[4] Siehe Didaskalia, Nr. 278 vom 8./10. 1843.

[5] Vgl. Riehl im „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844.

über Vischer berichtete, ihm auch der Raum mit in die Erinnerung trat, in dem dieser Gelehrte dozierte. Die Kollegien des berühmten Ästhetikers fanden „im alten Stifte“ zu Tübingen statt, in einem „langen, garstigen, altmodischen Saal mit massiven, vielfach von der Langeweile zerschnittenen, durchbohrten, mit Tinte bekleckſten und bemalten Subsellien“, dessen „Fenster auf den stillen Klosterhof gingen“, in einem Saale, in dem „in den Abendkollegien gewöhnlich ein mystisches Helldunkel herrschte, weil man damals noch die löbliche alte Sitte beobachtete, in den Hörsälen Tabak zu rauchen“ [1]. Die Vorlesungen Vischers waren ungewöhnlich stark besucht. Viele „stahlen“ bei ihm die Wissenschaft. Auf sie war einst eine geistreiche Definition des Tübinger Ästhetikers gemünzt, als er den Begriff des Komischen erklärte: „Komisch sei etwa, wenn 80 Zuhörer für ein Kollegium unterzeichnet hätten, und an 200 beständig anwesend seien.“ Zu denen, die belegt hatten, werden mit Riehl auch die „beklagenswerten Bewohner“ des „Stiftes“, die „Stiftler“, gehört haben, die „in Schlafröcken, oder wenigstens in Pantoffeln“, eine mächtige „Studierlampe“ vor sich auf „der schmalen Kante der Subsellien“, statt „eines Wachsstümpfchens“, aufmerksam den Ausführungen des Gelehrten zuhörten. Was den jungen Riehl zu Vischer stärker hinzog als zu den andern, hört, wer sein Urteil über Baur kennt, aus seinen Worten deutlich heraus: Vischer habe gezeigt, „daß man ein Gelehrter sein könne und doch eine Persönlichkeit, ein Mann“. Vischers Schriften, sagte er bei einer anderen Gelegenheit, lieferten „das getreue Abbild seiner Persönlichkeit“. „Die Frische und Lebendigkeit des Schriftstellers, seine Grazie, sein sprudelnder Witz, die Tiefe und Originalität der Auffassung findet sich in dem Dozenten wieder, um soviel unmittelbarer wirkend, als das lebendige Wort über dem gedruckten Buchstaben steht“ [2]. So waren denn für Riehl „Vischers Kollegien“ „außerordentlich anziehend“ und sein Vortrag „oft hinreißend“ [3].

Von sich [4] selbst berichtet Riehl, daß er sich im Tübinger Semester, „im Winter 1842“, „auf die höhere belletristische und gelehrte Journalistik geworfen“, die für ihn „gar viel Spannendes bot“. „Schon daß er oft in den Themen, noch öfter in dem halbkünstlerischen Gewande der Fassung wechseln mußte“, „gewährte“ ihm „einen eigentümlichen Genuß“. Die Anlage zum Journalisten brach also in diesen Monaten endgiltig in ihm durch. Da war denn Vischers Art, im Kolleg zu lehren und sich zu geben, wie geschaffen, Riehl in Fesseln zu schlagen, wenn er sich wahr-

[1] F. K.-B., Nr. 181 vom 3./7. 1846. Daher auch die nächst folgenden Zitate.
[2] „Telegraph“, Nr. 55 vom April 1844.
[3] A. a. O.
[4] Siehe F. K.-B., Nr. 183 vom 5./7. 1846.

scheinlich auch über den Grund dafür erst auf einer höheren Stufe seiner Entwicklung, in der Bonner und zweiten Gießener Zeit klar wurde. „Was . . . . Karl Schnaase[1] für die bildende Kunst dem deutschen Volke errungen hat, die langentbehrte Kunstgeschichte, welche nicht bloß als totes Kompilatorium atomistischer Notizen auftritt, sondern die künstlerische Weise der Völker als in der Religion, der Verfassung, der Geschichte, dem Stamm und der geographischen Lage derselben bedingt uns vorführt", das trachtete nach einer Formulierung, die Riehl einige Jahre später, nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Schnaaseschen Kunstgeschichte (1843) fand, „Vischer uns zu erobern für das große Gesamtgebiet der Ästhetik"[2]. Vischer gab „der gesamten ästhetischen Wissenschaft und namentlich den historischen Partieen derselben dadurch eine breitere positive Basis", „daß er die Religionsphilosophie, die Politik, die allgemeine Kulturgeschichte ꝛc. in seine Betrachtung hineinzog, weil es ihm eben nicht gilt, ein Gerüst lebloser philosophischer Abstraktionen aufzubauen, sondern gerade zum Prüfstein der lebendigen Kraft seiner Spekulation nachzuweisen, wie die Kunst in dem Gesamtleben einer Nation wurzelt, wie in der fortlaufenden Entwicklungsgeschichte des Geistes der Menschheit alle Erscheinungsphasen desselben sich gegenseitig bedingen, sodaß die ganze große Geschichte des Geistes hervorwächst als ein Organismus". Wie Riehl persönlich diese Betrachtungsweise seines Lehrers praktisch anzuwenden versuchte, zeigt wohl am deutlichsten ein Aufsatz, den er 1845 über die „Roheit der Gesittung" verfaßte. Den Anlaß zu dem Aufsatz entnahm er daraus, daß sich Vischer „in seinen bisherigen zerstreuten Aufsätzen" nachdrücklich bemühte, „aus dem Verfalle des schönen Handwerks und aus der abstrakten Reflektiertheit unserer Sitte die prekäre Stellung der modernen Kunst nachzuweisen", „welcher hierdurch der Boden insofern teilweise entzogen" sei, „als alle Kunst stets dem Technischen nach im Handwerk, der äußeren Fassung nach in Sitte und Herkommen" werde „wurzeln" müssen. So habe er, Riehl, nun den Plan gefaßt, „die schlimmen Einflüsse der ästhetischen Barbarei des Handwerks auf Charakter und Sittlichkeit unserer Generation" darzustellen[3].

Auch ein anderes noch mag den Jüngling in den Bann Vischers gezogen haben. Der Boden der religiösen Orthodoxie glitt ihm eben unter den Füßen weg. Mächtig lockte ihn das Treiben rings umher, jugendlicher Sinn und Neigung zur Kunst, es weniger schwer mit Leben

---

[1] 1798—1875.

[2] F. K.-B., Nr. 84 vom 26./3. 1845. Vgl. zu der Einschätzung Schnaases noch unten den Abschnitt über Riehls Aufenthalt in Bonn.

[3] Morgenblatt, Nr. 10 vom 11./1. 1845.

und Welt zu nehmen, als die von Hause mitgebrachten Grundsätze ihn angeleitet hatten. Da fand er nun bei Vischer an alles den Maßstab des Ästhetischen als letzte höchste Norm angelegt. Er nahm es willig an, daß Vischer manche „soziale und politische Zustände der Gegenwart" für wurmstichig, schief gebaut, haltlos" erklärte, weil sie „so trostlos unästhetisch" erschienen „gegenüber dem Hellenentum, der Römerzeit, dem Mittelalter" [1]. Auch hörte er nun beifällig zu, wenn Vischer „gegen das Altkirchliche" polemisierte, „weil er die religiöse Kunst zu ihrem Verderben geknechtet zu sehen" glaubte „in den Banden des starren Dogmas", und „manche schneidend scharfe Äußerung gegen die christliche Unsterblichkeitstheorie" wagte, denn sie sei „etwas Maßloses, also etwas Unkünstlerisches" [2]. Aus Vischers Vorlesungen wird Riehl auch die Abneigung geschöpft haben, mit der er „das Extrem eines seperatistischen Pietismus" [3], den „eisigen Ernst eines finsteren Pietismus" bekämpfte [4]. Er lobte sich statt dessen Vischers Moral, die „die Sinnlichkeit nicht unterdrückt, nicht ausgerottet wissen" wollte, sondern „nur Heil in der Verklärung, in der Vergeistigung der Sinnlichkeit" sah; sie sei gewiß „keine lare", sondern „eine sehr rigoristische", „weit eher eine christliche zu nennen, als die völlig alttestamentlich jüdische Verworfenheitslehre der protestantischen Orthodoxen" [5]. Wenn Vischer nach Riehls Worten [6] „nicht müde werden konnte", „einen heiligen Krieg zu predigen gegen die Abstraktion und Reflektiertheit" seiner Zeit, wenn er „blutige Tränen weinen" möchte über dieselbe, „weil er in ihr das nicht zu überwältigende Hemmnis erblickt, welches uns unmöglich macht, zur echten Sinnlichkeit, zur echten Sittlichkeit, zur echten Kunst zurückzukehren", so finden sich alle diese Vischerschen Gedanken noch in Riehlschen Aufsätzen von 1845 wieder [7]. Verächtlich verteidigte Riehl

---

[1] F. K.-B., Nr. 84 vom 26./3. 1845. [2] F. K.-B., Nr. 84 vom 26. 3. 1845.

[3] F. K.-B., Nr. 355 vom 25./12. 1842.

[4] Siehe Riehls Ausführungen in der Tübinger Novelle „Philipp von Pokanokett"; F. K.-B., Nr. 31 vom 31./1. 1843. Gegen die pietistische Richtung seiner Zeit wandte sich Vischer 1844 in überaus scharfer Weise. Siehe seine „Kritischen Gänge" 1844, Bd. 1, S. XX ff.

[5] F. K.-B., Nr. 83 vom 25./3. 1845. [6] A. a. O.

[7] Riehl führt 1845 aus: „Die Leidenschaft ist verkümmert, verkrüppelt, verrenkt durch Berechnung und Reflexion; Berechnung und Reflexion haben auch die widersprechenden Formen unserer Teetöpfe zusammengeschweißt: unser Herz wird nicht wieder groß und frei schlagen, bis wir andere Teetöpfe haben." (Morgenblatt Nr. 13 vom 15./1. 1845.) „Der angeborene Takt, ohne Reflexion, gleichsam divinatorisch, für jeden Gehalt die passende Fassung zu finden, hat sich verloren, und wo die Schneeregion der negativen Kritik beginnt, da erstirbt die Sinnlichkeit und nur das Treibhaus des Studiums und Reflektiertheit vermag noch künstliche Blumen zu erziehen. Die Gegenwart befindet sich auf dieser Stufe". (Morgenblatt, Nr. 10 vom 11./1. 1845.)

„den kecken Humor Vischers" gegen die, „die ihm den Vorwurf der Frivolität" machten. „Gibt es doch auch Leute, welche die Grundsätze und Ansichten eines Börne[1] „unmoralisch nennen, warum sollte man's ihren Geistesverwandten nicht lassen, wenn sie einen Vischer frivol schelten wollen?" [2].

Es mag sich wohl auch einmal in Riehl der Widerspruch gegen Vischers Ansichten geregt haben[3]. Im ganzen aber muß ihn Vischer ungemein angeregt und vollends in die journalistischer Betätigung günstige Geistesverfassung der nächsten Jahre gedrängt haben. Riehls tiefe Anhänglichkeit an Vischer ergibt sich nicht nur daraus, daß Vischers Einfluß den sehr starken Einfluß überdauerte, den schon im nächsten Semester Carriere in Gießen auf ihn ausübte, sondern auch daraus, wie er 1845 für den Meister in einem „Fr. Th. Vischer" überschriebenen und ihm geradezu gewidmeten Artikel im Frankfurter Konversationsblatt eintrat, als Vischer Angriffen ausgesetzt war.

Nach dem Beispiel Vischers unternahm es Riehl noch in Tübingen eine Art Gesamt-Übersicht über „das öffentliche Leben der Gegenwart" [4] zu schreiben, in der er sich die Aufgabe stellte, die bedeutendsten Gestalten der politischen Dichter seiner Zeit zu zeichnen, über die Zensur sich auszulassen, die künstlerischen Bestrebungen seiner Tage zu behandeln und endlich „Aphorismata" über David Strauß[5], Bruno Bauer[6] und die Junghegelianer zu bieten, an die sich kurze statistische Notizen über den derzeitigen Stand der christlichen Konfessionen anschlossen. Diese Aufsätze tragen deutlich den Stempel eines noch unreifen, aber lebhaften Geistes; ihr Ton ist gesucht, der Inhalt ist mehr ein Absprechen über die Dinge als ein Urteil über sie, die Abhängigkeit von der Meinung anderer scheint trotz der Selbstsicherheit der Worte überall durch. Wenn Riehl ausführt, die Düsseldorfer „Malerschule" Overbecks[7] habe durch

---

[1] 1786—1837.

[2] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844.

[3] Wenn Vischer in seinem „Plane zu einer neuen Gliederung der Ästhetik" („Kritische Gänge" 1844, 2. Bd., S. 443 ff.) meinte, die Musik beglücke „das Weib und den weichen innigen Mann", sie genüge „dem scharfen denkenden Geist" nicht, so war vielmehr Riehl der Ansicht, es gäbe allerdings eine Musik, die das oben Bezeichnete bewirke, die schlechte nämlich; es existiere aber auch „eine echte, gute Musik", das sei die Musik, „welche dem Manne Feuer aus dem Geiste" schlage. Siehe „Telegraph", Nr. 45 vom März 1845. Aber hier äußerte sich Vischer über ein Gebiet, auf dem Riehl schon früh zu Hause war. Vgl. unten den Abschnitt über Riehls zweiten Gießener Aufenthalt zu Riehls und Carrieres Verhältnis zur Musik.

[4] F. K.-B., Nr. 338—340 vom 8./12.—10./12. 1842; Nr. 353—356 vom 23./12.—27./12. 1842.

[5] 1808—1874. [6] 1809—1882. [7] 1789—1869.

den „großen Mißgriff" „sich gar bald selbst das Urteil" gesprochen, daß sie glaube, „nur durch Vereinigung der Kunst mit der Religion jene Gemütstiefe, jenen Schmelz des Heiligen, Göttlichen der alten Meister ihren Werken verleihen zu können", und wenn er weiter bemerkt, daß die Kunst „nur als freie, souveräne blühen könne, nicht aber „in Dienst und Knechtschaft, sei es auch der Religion", so deckten sich diese Ansichten Riehls ganz mit den Grundgedanken eines Vischerschen Aufsatzes, welcher unter dem Titel „Der Triumph der Religion in den Künsten von Friedr. Overbeck" [1] in den „Deutschen Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst" 1841 erschienen war.

Vischersche Bemerkungen klingen wohl auch noch in der Artikelreihe in dem Urteil über die zeitgenössische politische Poesie nach. Er kritisierte dort vornehmlich die Bestrebungen Hoffmanns von Fallersleben [2], Herweghs [3], Dingelstedts [4], die einer „politischen Poesie der Gegenwart Bahn gebrochen". „Nachdem sich ... die Spekulativen jahrelang herumgetummelt haben, um zur Ummodelung eines Staatsorganismus, einer Verfassung nach den Prinzipien des Hegelianismus, der Liberalität, den Anstoß zu geben, haben sie es glücklich so weit gebracht -- politische Lieder zu dichten. Doch nein, noch weiter; nicht sie allein, schon ganz Deutschland, jeder, der da nur Verse drechseln kann, schreibt politische Lieder, und wäre er auch kein Liberaler; die liberale Poesie ist einmal à l'ordre du jour. „Es bezeichnet, deucht mir, dies Treiben uns sehr: wo andere Leute handeln würden, da dichten wir."

Charakteristisch und wohl auch den Geist der Tübinger Umgebung atmend, lesen sich ferner die begeisterten Worte über die Julirevolution und den Sturz des „feudalistisch-hierarchischen Systems der Bourbonen" einerseits und über das politische Leben Deutschlands nach den Befreiungskriegen andererseits. Nach den Worten des Studenten sollten „die drei Julitage" „dem reaktionären Treiben der Restauration ein Ziel setzen". „Die Julirevolution ward in drei ritterlichen, ruhmvollen Tagen entschieden; sie hat keine Terroristenherrschaft, keine Montagnards aufzuweisen: es ist in ihr etwas Lichtvoll-Romantisches, den finstern Szenen wild verworrenen Parteikampfes der neunziger Jahre gegenüber, es ist ein wahres Wunderwerk der Volksenergie, Tapferkeit, Mäßigung, diese Revolution von drei Tagen." „Ein politischer Enthusiasmus ganz anderer Art war es, der im Jahre 13 die Deutschen ergreifen sollte. Der französischen Frivolität endlich müde, wie des französischen Druckes, verfiel

---

[1] „Deutsche Jahrbücher", 1841, Nr. 28, S. 109 ff.; abgedruckt in Vischers „Kritischen Gängen", 1844, 1. Band, S. 163 ff.

[2] 1798—1874. [3] 1817—1875. [4] 1814—1881.

man in ein entgegengesetztes Extrem. In frömmelnder, formloser Empfindsamkeit träumten sich die damaligen Freiheitspoeten ins Mittelalter zurück, schwatzten viel vom heiligen römischen Reich, nicht bedenkend, daß das Land der deutschen Einigkeit im neunzehnten Jahrhundert ein ganz anderes sein müßte als im fünfzehnten."

Diese Meinung hinderte jedoch Riehl nicht, zu billigen, daß sich die Regierungen dagegen ablehnend verhielten, wie die Junghegelianer Hegelsche Ideen auf das politische Gebiet übertrugen[1] und anderseits in der Wiederaufnahme des Kölner Dombaues „ein preiswürdiges Unternehmen" zu sehen. Die „symbolische Deutung", „diesen erhabensten Tempel der Christenheit auszubauen, als das Werk des wieder erwachten deutschen Geistes, als die große Besiegelung erneuerter deutscher Eintracht zu denken", ist nach ihm erhebend und würdig.

Verschiedentlich befliß sich Riehl in den Artikeln einer so auffälligen, aus dem Rahmen der sonstigen Äußerungen derart herausfallenden, ausgleichenden Beurteilung unmittelbar zeitgenössischer Angelegenheiten, daß vielleicht Rücksicht auf das Blatt mitsprach, für das er schrieb. Über die Zensur z. B. sagt er: „Man hat ... der Welt Gelegenheit gegeben, ... einen Schluß über die Ersprießlichkeit absoluter Preßfreiheit in der Gegenwart zu ziehen. Es dünkt mir aber, daß hiermit zugleich die Frage eine ganz andere geworden ist. Es fragt sich nämlich jetzt nicht mehr: Soll eine Zensur bestehen oder nicht. Es fragt sich vielmehr: Ist die Gegenwart reif, mündig genug, einer solchen Bevormundung zu entbehren? Allein da die Beantwortung dieser Frage der Gegenwart durchaus nicht zusteht — nur das Vergangene vermag einer parteilosen Kritik unterworfen zu werden — so müssen wir es der Macht des Zeitgeistes anheimstellen, der jedoch die Bande nicht brechen, sondern lösen wird, zu entscheiden, wann die rechte Zeit gekommen ist: denn auch dann nur wird die Preßfreiheit die rechte Frucht tragen. Der Apfel fällt von selbst vom Baume, wenn er reif ist, man soll ihn nicht vor der Zeit abschlagen; aber kein Mensch wird auch vermögen, daß er länger hangen bliebe. Überdies kann man sich nur über vereinzelte Un-

[1] „Die deutschen Diplomaten haben es seit 1817 so trefflich verstanden, den mächtigen Hebel religiöser Tendenzen und Meinungsverschiedenheiten bei der schwierigen Leitung unseres künstlich gegliederten Staatsorganismus anzuwenden, daß vorauszusehen war, sie würden die großen, durch Hegel hervorgerufenen Bewegungen nicht ungenützt vorübergehen lassen. Die Prinzipien der Hegelschen Schule traten erst nach den Julitagen mit voller Kraft wirkend ins politische Leben ein als — revolutionärer (französischer) Liberalismus. Es war natürlich, daß die Regierungen einer solchen Richtung der neuen Philosophie aufs politische Gebiet sehr abhold sein mußten. F. K.-B., Nr. 355 vom 25./12. 1842.

bilden der Zensur beklagen; im ganzen steht es wahrlich bei weitem so schlimm nicht, als man schreit, und die, die am meisten schreien über Unterdrückung der Wahrheit, wissen gar nicht, was sie wollen. Wir möchten sie recht ernstlich an das treffende Wort erinnern, was ein liberaler Dichter der Gegenwart gesprochen hat: „Kein Zensor fällt der Wahrheit in die Zügel, er hat nur Federn, doch die Wahrheit Flügel." Noch auffälliger ist, was er über die Entlassung Bruno Bauers [1] aus dem preußischen Staatsdienst schrieb. Dieser Gelehrte sei von dem Gesichtspunkte seiner wissenschaftlichen Gegner aus und daher „viel zu hart beurteilt" worden. Andererseits sei man aber auch gegen die Behörden, welche den Schritt seiner Entlassung verhängten, „zu hart". „Bruno Bauer konnte doch unter keiner Bedingung – dies geben selbst Billigdenkende unter seinen Freunden zu – Dozent an der theologischen Fakultät in Bonn bleiben."

Immerhin wird man zögern müssen, in Riehls Urteilen dieser Art lauter Rücksicht auf andere zu vermuten. So weit links ihn die starke zeitgenössische Bewegung schob, in die er in Tübingen geriet, so waren solche gemäßigte Urteile möglicherweise selbst in dieser Zeit Folge einer Neigung zu konservativer Denkart, die wenige Jahre später so sehr in ihm erstarken sollte, daß sie ihn dann vollständig beherrschte. Diese Vermutung wird auch dadurch unterstützt, daß er in denselben Aufsätzen, in den Skizzen und Umrissen über das „öffentliche Leben der Gegenwart", den mit dem Christentum unvereinbaren Charakter der jungbegelschen Ideen scharf betonte und an den Schriften von Strauß und Bauer zum mindesten ihr Eindringen ins Volk bedauerte. In dem Austritt einiger Berliner Hegelianer „aus dem Christentum" erblickte er „eigentlich bloß eine strenge Folgerichtigkeit ihrer Grundsätze". Sie hätten „als ehrliche Männer" und „logisch richtiger gehandelt wie jene anderen Jünger Hegels, die ihre theologische Richtung als notwendige Konsequenz des Protestantismus" ansähen, indem „sie sich stets auf den in dem großen Reformationswerke ausgesprochenen Grundsatz der christlichen Freiheit und freien Forschung beriefen: „sie vergaßen nur dabei den einen kleinen Zusatz, daß die Reformatoren das alles durchaus auf dem Grund des Evangeliums basiert dachten". Über das Eindringen der Straußschen Lehren in das ungelehrte Volk, sagte Riehl: „Das Verderbliche aber ist, daß das Volk sich in Sachen mengt, die nicht für es sind und die es nicht versteht; daß selbst der gemeine Mann und der Handwerker sich in die Lektüre des „Lebens Jesu" [2] versenkt und durch halbverdaute

[1] 1809—1882.

[2] 2 Bde., 1835 f., 13. Aufl. 1904.

Brocken, aus dem Zusammenhang gerissene Stellen alles positiv Religiöse (für ihn den Ungebildeten oder Halbgebildeten doch der einzige Halt, die einzige Richtschnur) über Bord wirft, und die lästige Moral zugleich mit dem Dogma und dem Glauben abschüttelt."

Außer diesen Skizzen und Umrissen schrieb Riehl in Tübingen noch die größere Hälfte der „Bilder aus dem Lahntale" [1]. Neben geschichtlichen Exkursen in Marburgs Vergangenheit wurden in ihnen kulturgeschichtliche „Züge zur Charakteristik des hessischen Volkes an der oberen Lahn" gegeben [2]. Neben kurzen, knappen Notizen über denkwürdige Orte an der Lahn, finden wir in den Bildern auch eine „novellisierte Legende" über die Gründung des Klosters Altenberg an der Lahn [3]. Im Tübinger Semester entstanden endlich noch zwei historische Novellen: „Philipp von Pokanoket" [4] und „Kaiser Otto" [5]. In „Philipp von Pokanoket" legte Riehl dar, wie ein Häuptling einen ganzen Indianerstamm ins Unglück stürzt, indem er die Weissagung seines Oheims, des Propheten des Stammes, erfüllt, die da lautet: „Nicht eher sollst du, Sohn meines Bruders, ein Raub der Feinde und unser Stamm eine Beute der Vernichtung werden, bis Dein Herz die Tochter des Fremdlings geliebt und an deinem Herde beschirmt, und bis deine Streitart mit dem Blute deines eigenen Stammes sich gerötet haben wird." In der historischen Novelle „Kaiser Otto" schildert Riehl das Zustandekommen des Ehebundes zwischen Adelheid und Otto.

Wieviel Tübingen für Riehls geistige Reife bedeutet, beweist am deutlichsten, daß er sich nun klar wurde, worin seine eigentümliche Begabung für die Kunst oder vielmehr für die Wissenschaft landschaftlicher Schilderung lag; bewußt ging er jetzt an ihre Ausbildung. Er hat in dem folgenden Semester und in den Sommerferien von 1843 die „Schwäbischen Skizzen" ausgearbeitet, nach den in Tübingen entstandenen „Bildern aus dem Lahntale" der zweite größere Versuch, Land und Leute zu schildern. Darin sprach er zunächst über das Verhältnis Schwabens zum übrigen Deutschland, und charakterisierte darauf Tübingen, Ludwigsburg, Reutlingen, Stuttgart, die Gegend zwischen Ludwigsburg und

---

[1] F. K.-B., Nr. 65—71 vom 6./3.—12./3.; 114—118 vom 25./4.—29./4. 1843. — Als Quellenliteratur für seine geschichtlichen Angaben in den „Bildern aus dem Lahntale" benutzte Riehl Arnoldis „Geschichte der nassau-oranischen Lande" (S. F. K.-B., Nr. 65 vom 6./3. 1843), den „Antiquarius des Lahnstroms" (S. F. K.-B., Nr. 66 vom 7./3. 1843), Victor Hugos „le Rhin" (S. F. K.-B., Nr. 114 vom 25./4. 1843).

[2] F. K.-B., Nr. 71 vom 12./3. 1843.

[3] F. K.-B., Nr. 116 und 117 vom 27./4. und 28./4. 1843.

[4] F. K.-B., Nr. 31—38 vom 31./1.—7./2. 1843.

[5] Didaskalia, Nr. 25—31 vom 25./1.—31./1. 1843.

Heilbronn und endlich Heilbronn selbst. In die Skizzen flocht er ein die Erzählung von Graf Eberhards [1] „Weißdorn", den Bericht über die hl. Regiswind von Laufen, sowie die Schilderung der „Weiber von Schorndorf und Göppingen", des Seitenstücks zu den „Weibern von Weinsberg". Gelegentlich läßt er da Bemerkungen von der Art der folgenden einfließen: „Bis zu diesem Momente nur gehe unsere Schilderung, denn nun müßte sie Beschreibung werden. Beschreibungen landschaftlicher Szenen aber sind immer mehr oder weniger trivial, weil eben nichts anderes dabei zu tun ist, als hundertmal Geschildertes noch einmal zu schildern, tausendmal durchgekäute Empfindungen noch einmal nachzukäuen, zehntausendmal abgedroschene Phrasen noch einmal breit zu dreschen" [2]. „Ähnlich ist es mit dem Totalcharakter des Schwarzwaldes; einzelne seiner großartigeren Landschaftsszenen, die aller Welt bekannt sind, werden von jedem Reisenden begafft, weil es einmal zum guten Ton gehört, sie gesehen zu haben; das übrige bleibt dem großen Haufen ein verschlossenes Buch mit sieben Siegeln. Man muß ein künstlerisches Auge mitbringen, um solche Natur betrachten zu können, und zudem will sie aus einer gewissen idealen Ferne geschaut sein: „Ihr dürft meine Bilder nicht beschnüffeln, die Farben sind giftig, pflegte Rembrandt zu sagen" [3]. „Wir erklärten es oben für nicht sehr dankenswert, mit Beschreibungen des Äußerlichen einer Gegend zu Markte zu kommen, aber wir halten es für einen großen Fund, wenn es jemandem gelingt, die Grundidee, den Urtypus eines Landstriches, wie er sich in den äußeren Formen manifestiert — also seine Physiognomie — aufzufassen und wiederzugeben" [4]. Als Beispiel für die sich entfaltende Gabe des Studenten, feinfühlig zu beobachten, diene schließlich folgender Ausspruch Riehls in den „Schwäbischen Skizzen": „Ein volles Wirtshaus ist — cum grano salis — als der rechte Mikrokosmus einer ganzen Stadt zu betrachten, und wer nicht gar zu stumpfe Fühlhörner hat, der wird da merken können, was für ein Geist im Orte weht [5]."

---

[1] Eberhard II. 1344—1392.
[2] Didaskalia, Nr. 323 vom 23./11. 1843.
[3] Didaskalia, Nr. 326 vom 26./11. 1843.
[4] A. a. O.
[5] Didaskalia, Nr. 281 vom 11./10. 1843.

Vierter Abschnitt.

Erster Gießener Aufenthalt.

Mit dem Sommer 1843 bezog Riehl noch für ein Semester die Gießener Universität. Es ist unbekannt, was ihn dazu bestimmte. Wahrscheinlich gaben seine bescheidenen Vermögensverhältnisse den Ausschlag, da Gießen nahe bei Weilburg, dem Wohnsitze seiner Mutter, lag, und er nach dem ähnlich günstig gelegenen Marburg nicht zurückkehren wollte. Wohl hat er sich an der hessen-darmstädtischen Landesuniversität offenbar nicht gefühlt. Der Abstand zwischen dem geistigen Leben Tübingens und Gießens war groß. Gießen hat, so legte er seinen Eindruck im April 1844 im „Telegraph" nieder, „einen scharf ausgeprägten Charakter sich errungen und gewahrt". Ein „tiefgewurzelter Sinn für einfache, nüchterne Verständigkeit, fürs Praktische, Nützliche, Brauchbare" lugt „aller Orten hervor", „aus dem prosaischen Kasernenstil des neuen Kollegiengebäudes, wie aus den Heften der meisten Dozenten[1]". „Gießen hielt einmal zu dem Banner des Fortschrittes, als nämlich noch Leben pulste in den Adern des kritischen Rationalismus, da er zum ersten Male den erstaunten Dogmatisten die wunderliche Mär von dem Flügelschlage freier Wissenschaft erzählte, aber jetzt, ach jetzt hat ihn die Zeit, die gewaltige Despotin, längst in Quieszentenstand versetzt." Vor allem die evangelische theologische Fakultät führte Riehl als Beispiel dafür an, mit welcher „Konsequenz" man „bei dem einmal erkorenen Banner auszuharren gewußt" habe, „wie erfolgreich einige Fakultäten vor dem Eindringen fremdartiger Elemente sich bewahrt haben". „Dieffenbach, Fritsche[2], Credner[3], Knobel[4], Hesse, Bauer, alle tragen die Feldzeichen des Rationalismus, daß schon ein geübtes Kennerauge dazu gehört, die Richtungen der einzelnen in ihren feinen Nüancen auseinanderzuhalten." Der junge Student meinte, daß eine „solche Uniformität" der Gießener Hochschule „gar traurig" „auf den Geist der studierenden Jünglinge wirken

[1] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844. Dorther auch die nächstfolgenden Zitate.
[2] 1801—1846. [3] 1797—1857. [4] 1807—1863.

müsse". „Wen die Natur nicht mit recht frischer, selbsteigener Geisteskraft gesegnet hat, dem wird hier so frühe schon alles Mark wissenschaftlichen Lebens vertrocknen; denn in das Fachwerk eines Systems gebannt sein, ist gar drückende Knechtschaft und um so hoffnungsloser, da man — mit den übrigen Gestaltungen der Wissenschaft unbekannt — keine Pforte erblickt, die aus dem Kerker führt und so zur Verzweiflung kommt an dem teuersten Glauben, dem Glauben an die Macht des Geistes." Wozu aber die Fakultäten schon aus sich neigten, das deuchte ihm vollends durch den von der hessen-darmstädtischen Regierung im Jahre 1843 verfügten Studienplan zur Regel gemacht zu werden: „sorglich wegzuschneiden, was nur etwa nach freierer Wissenschaftlichkeit schmecken" möchte. Der Studienplan, so sagte er in einem andern Artikel, habe „den Ruin aller akademischen Freiheit zur Folge[1]".

Da die Mitglieder der theologischen Fakultät ihn sämtlich abstießen, so wandte Riehl sichtlich in der Richtung, die er durch Vischer in Tübingen erhalten hatte, seine Vorliebe der philosophischen Fakultät zu. Ihr sei, so sagte er nun, „in der Regel das schöne Privilegium vorbehalten", „die Geister aufzurütteln, die Brotwissenschaften mit höherer Weihe zu adeln[2]". In ihr packte ihn zunächst die Persönlichkeit des Philosophen und Literaturhistorikers J. Hillebrand[3], die er überaus lebendig schildert: „Hillebrand, ein Veteran, der noch Hegels Kollege in Heidelberg war, ist in jugendlicher Geistesrüstigkeit noch immer ein rechter Segen für die Universität; aber dennoch erstreckt sich sein wohltätiger Einfluß nicht so weit, als man den anerkannten literarischen Leistungen des Mannes zufolge erwarten sollte. Daran aber dürfte zumeist der durchaus unphilosophische Sinn der Gießener Studenten schuld sein; man höre: Hillebrand, dieser klare Kopf, der auch die Ferne recht gut zu bewältigen weiß, der sogar früher Romane gedichtet hat! Freilich in gewisser Beziehung klebt seinem Philosophieren etwas Abschreckendes, ich möchte sagen, Trostloses an, aber ich glaube nicht, daß eben daran die meisten Gießener Studenten Anstoß nehmen werden. Hillebrand nämlich, so originell er in mancher Beziehung genannt werden mag, bleibt doch ein bloßer Eklektiker, geistreicher Eklektiker gewiß, — aber gerade die selbsteigene Schöpfungsgabe des philosophischen Genius gibt sich bei ihm in weit geringerem Maße kund, daher sind seine Bücher so schematisch, so skelettartig, — wohlgeordnet, scharfsinnig angelegt; aber das Lebendige, das Fleisch vermißt man nicht selten[4]."

---

[1] Mannheimer Abendzeitung, Nr. 212 vom 10./9. 1843.
[2] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844.
[3] 1788—1871.
[4] „Telegraph", Nr. 55 vom April 1844.

Die „selbsteigene Schöpfungsgabe des philosophischen Genius“ meinte der junge Student in um so reicherer Fülle in Moriz Carriere[1] zu finden, der sich etwa ein Semester vorher an der Gießener Universität als Privatdozent niedergelassen hatte. Carriere war damals noch der „jugendliche Stürmer und Dränger“[2]. Vorzüglich Hillebrand hatte dem jungen Gelehrten geholfen, „durch die stürmische Meerenge theologischer Eifersucht“ „in die freilich nicht klippenlose Bucht des Privatdozententums“[3] zu kommen. Carriere erschien in Gießen vor allem als Verkünder der Hegelschen Philosophie, die er aber in Einklang mit der gleichzeitigen protestantischen Gefühlstheologie Schleiermachers[4] und Neanders[5] zu bringen und darzustellen suchte. Da wappneten sich denn nun die Gießener Theologen, die Carriere nicht hatten fernhalten können, „mit Präservativmitteln“ wider den noch jugendlichen Gegner, nachdem „ihre früheren Rezepte bloß dem Pietismus“ gegolten hatten. Bemerkenswert sei besonders, so behauptete Riehl, „daß erst seit etwa einem Jahre... Tiraden gegen Hegel von den Gießener theologischen Kathedern herab gehört werden sollen, früher will man dort seinen Namen so wenig vernommen haben, wie etwa den Schleiermachers (nicht den großherzoglichen hessischen Geheimrat meine ich, sondern den unsterblichen Philosophen und Theologen) oder Marheinekes[6] oder Neanders u. a.“ Als „eklatante Beispiele“ dafür, daß seine Behauptung richtig sei, nannte er die Theologen Knobel und Credner. Sie seien zu eifrigen Bekämpfern des Hegelianismus geworden. Nur pflege Credner „seine Anathemata gegen den Hegelianismus etwas bündiger zu fassen, etwas weniger zu argumentieren und etwas derber darein zu donnern“.

Ganz von Begeisterung getragen ist die Charakteristik, die Riehl in seinen „Aphorismen über drei deutsche Universitäten“[7] von Carriere entwarf: „Die Glut einer reichen, dichterischen Phantasie erwärmt selbst die philosophischen Vorlesungen dieses begeisterten Jüngers der Bettina[8], ist es darum ein Wunder, daß er die jugendlichen Gemüter mächtiger ergreift, als die dialektische Schärfe Hillebrands vermochte, als die trockene, plane Verständigkeit der hiesigen Theologen, als die übergründliche Pandektengelehrtheit eines von Löhr u. a.? Carrieres Auftreten hat Sensation erregt in Gießen: er brachte eben den Leuten etwas Ungeahntes, Neues; anderwärts wäre dem vielleicht nicht ganz so gewesen, hier aber hat er schon vielfach die Köpfe aufgerüttelt. Nichts-

[1] 1817—1895. [2] N. St. 1894, S. 432.
[3] „Telegraph“, Nr. 55 vom April 1844.
[4] 1768—1834. [5] 1789—1850.
[6] 1780—1846. [7] „Telegraph“, Nr. 55 vom April 1844.
[8] Bettina von Arnim 1785—1859.

destoweniger — doch nein! man muß wohl sagen: natürlicherweise also — hat Carriere unter Professoren und Studenten viel entschiedene Gegner; ein Privatdozent, gegen den man Partei nimmt, darf sich gratulieren; die Ehre wird nicht jedem zuteil. Das Äußere Carrieres kündet mehr den Poeten an, als den Philosophen; auch der Klang seiner Stimme und die Art des Vortrages hat etwas Zartes, Weibliches, vielfach nüanciert durch das markierte Crescendo und Decrescendo einer pathetischen Ausdrucksweise: man sieht, er ist nicht vergeblich bei Bettina in die Schule gegangen."

Riehl hat wohl schon damals Carriere nicht nur gehört, sondern auch mit ihm verkehrt. Denn ungemein rasch gewann Carriere einen solchen Einfluß auf seine Anschauungen, wie vor- und nachher kein anderer.

Carrieres Einwirkung auf Riehl machte sich namentlich in zweifacher Hinsicht geltend. Einmal durchmaß Riehl nun den Weg vom gläubigen Christentum und von der orthodoxen Theologie zum freien Denken in der Philosophie des Jahrhunderts, auf den er zuerst in Marburg geraten war, und auf dem ihn Tübingen ein so erhebliches Stück vorwärtsgebracht hatte, bis ans Ende. Er sprach nun davon, daß „der Zwist der Theologen mit den Philosophen ein Kampf auf Tod und Leben geworden" [1]. Er eignete sich das Wort an, das „Ludwig Feuerbach [2] in seiner geistreichen, genialen Weise ... ausgesprochen und begründet die Verbindung der Theologie mit der Philosophie ist eine Mesalliance". Er höhnte: „Seit theologische und antitheologische Tendenzen in so innige Wechselbeziehung zu politischen getreten sind, seitdem hier und da die ministerielle Seite diplomatische Noten nach Maßgabe der lutherischen Symbole abfaßt und der Glaube wieder an vielen Orten zu allen Dingen nütze ist und auch noch zu einigen anderen, seit sich die Orthodoxie manchmal geharnischt hat, nicht sowohl mit dem Krebs der Gerechtigkeit, als vielmehr mit den Krebsscheren der Justiz durch polizeiliche Denunziation, ... seit der Zeit darf man wieder von Chorröcken und Baretten sprechen und schreiben, ohne für einen langweiligen Menschen verschrieen zu werden." Er prahlte, „die mauerfesten Orthodoxen, denen die Welt ein Narrenhaus, die Hölle ein Zuchthaus ist, der Himmel aber ein Gotteshaus, in welchem von Ewigkeit zu Ewigkeit unaufhörlich gepredigt, gebetet, gesungen und Orgel gespielt wird, die da festiglich glauben, der liebe Gott spreche hebräisch, der Teufel aber wahrscheinlich französisch, die man schier um die Ecke herum an dem geistlichen Parfüm wittern

[1] „Vaterland", Nr. 133 vom 5.-6. 1844. Dort finden sich auch die nächstfolgenden Zitate. [2] 1804—1872.

kann, den sie ausströmen, etwa wie man einen österreichischen Soldaten wegen seines Tabaks in der Regel schon riecht, ehe man ihn noch sieht; diese Männer der Zerknirschung und der Gnade sind selten in unserer Gegend[1]." „Alle Glaubensmystik breitet solange ihren Segen über den Mystifizierten, als man voller Herzenseinfalt auf ihre Phantasiegebilde schwört und ihren Machtsprüchen Folge leistet[2]." Riehl hatte sich nun also innerlich endgültig auf die Seite der Philosophen gestellt. Andererseits bereitete Carriere aber auch in Riehl bereits wieder in gewissem Sinne eine Umkehr, eine konservativere Entwicklung vor, dadurch, daß er den Gedankenkreis, in dem der Student jetzt lebte, vertiefte und beseelte. Riehl hatte begierig danach gegriffen, bloß den ästhetischen Maßstab, den er Vischer hatte gebrauchen sehen, an die Dinge anzulegen. Carriere gab ihm auch wieder andere, aus den Dingen selbst genommene Maßstäbe in die Hand. Er mahnte ihn durch sein Beispiel, daß er sich nicht nur in kritischem Verneinen gefalle, sondern, wo er das Überkommene nicht mehr anerkennen wollte, stets danach zu streben, Neues hinzustellen. Freilich wirkten dem zunächst noch die in Tübingen empfangenen Eindrücke entgegen, die sich eben hierbei als recht stark erwiesen. Manche Widersprüche in Riehls Urteilen der nächsten Zeit finden darin vielleicht ihre Erklärung. Noch hinderlicher aber mag gewesen sein, daß Riehl in dieser Zeit mit Grund „für einen medisanten Burschen verschrieen"[3] worden zu sein scheint. Die Neigung zu abfälligem Urteil in einer spitzigen Redeweise nahm in demselben Maße überhand, als er in Gegensatz zu den auf die Universität mitgebrachten Ansichten und vor allem in seiner Lebensführung in Gegensatz zu der gebundenen Lebensart seiner Familie und des Gymnasiums trat.

Carriere hatte, ehe er nach Gießen kam, in einem größeren Werke seine Ansichten grundlegend zu entwickeln versucht und zwar 1841 in dem Buche über die „Religion"[4]. Wichtig für die Kenntnis seiner Ansichten und deren Herkunft ist auch sein „Achim von Arnim. Die Günderode"[5] aus demselben Jahre. Zur Nachprüfung, wie weit Riehl 1843/44 von Carriere in Gießen vorgetragene Anschauungen wiedergibt, ist ferner wertvoll ein Aufsatz von K. Obly, „C. Immanuel Nitzsch[6] in seiner Bedeutung für die Gegenwart"[7] betitelt. Nach Aufzeichnungen

---

[1] „Vaterland", Nr. 133 vom 5. 6. 1844. Mit „unserer Gegend" ist Nassau gemeint.

[2] Didaskalia, Nr. 117 vom 27./4. 1844.

[3] Siehe „Vaterland", Nr. 133 vom 5./6. 1844.

[4] Weilburg a. d. Lahn. 1841. Verlag von L. E. Lanz.

[5] Grünberg und Leipzig. Verlag von W. Lewysohn 1841.

[6] 1787—1868. [7] „Telegraph", Nr. 134 vom August 1845.

Riehls vom Jahre 1845[1] war Obly gleich ihm selbst ein Schüler Carrieres.

Der Einfluß Carrieres ist an sämtlichen damals in Gießen gefertigten literarischen Arbeiten Riehls ersichtlich. Es sind vorzüglich die „Schwäbischen Skizzen", sowie der Aufsatz „Der neue Gießener Studienplan und die akademische Freiheit". Für den Verfasser des Aufsatzes wurde sogar Carriere selbst gehalten[2]. Zu diesen Gießener Arbeiten gehören auch noch mehrere zum Teil oben schon verwertete Aufsätze im „Telegraph", im „Vaterland", in den „Grenzboten", im „Deutschen Bürgerblatte" und in der „Didaskalia", obwohl sie erst ein Semester später im Frühjahre 1844, verfaßt sind; dieses Semester verlebte Riehl zwar in Bonn, es hat aber, wie im folgenden Abschnitt nachgewiesen werden soll, keinen Einfluß auf seine theologischen und philosophischen Ansichten ausgeübt.

In den „Religiösen Studien" behauptet Riehl, „ein Hegelianer" „nicht geworden" zu sein. „Ich war viel zu realistisch angelegt, um mich überhaupt in einem philosophischen System verfangen zu können[3]." Tatsächlich hat er sich damals in Gießen in dem System Hegels recht gründlich „verfangen". Der Vermittler ist Carriere gewesen. Schon Riehls Urteil über seine Gießener theologischen Lehrer und Hillebrand zeigte, daß er nur danach fragte, wie sie zu Hegel standen. In Tübingen hatten ihn andere Männer schwäbischer Herkunft als Hegel begeistert. Jetzt schrieb er in den „Schwäbischen Skizzen": „Die großen Heroen der spekulativ-idealistischen Philosophie, Schelling und Hegel waren Schwaben, Kants[4] verständig kritisches System war unter kälterem nordischem Himmelsstrich zur Welt gekommen[5]." „Auch der größte Denker unserer Zeit war ein Schwabe, war in Tübingen gebildet; – hier war es, wo ihm die Mauern und die strenge Klosterzucht des Wilhelmstiftes zu eng wurden, daß er, als die Mär von der großen Revolution der Franzosen herüberdrang, in jugendlichem Übermute mit Hölderlin[6] hinausziehen wollte auf die Wiesen, ein Freiheitsbäumchen aufzupflanzen – hier bereitete sich Hegel vor zu seinem späteren weltgeschichtlichen

[1] Im Herzogl. Nass. Allg. Landeskalender von 1845.

[2] In der Mannh. Abendztg., Nr. 220 vom 20. Sept. 1843 findet sich eine Erklärung Carrieres, daß er den Aufsatz nicht verfaßt habe.

[3] R. St. 1894. S. 433.

[4] 1724—1804.

[5] Didaskalia, Nr. 277 vom 7./10. 1843.

[6] 1770—1843.

Wirken[1]." Im frisch erwachten Eifer für Hegel ließ Riehl sich sogar zu einer recht heftigen Zeitungs-Polemik wider Credner und namentlich Knobel hinreißen[2]. Knobel hatte gemeint, der Pantheismus sei zwar kein direkter Gegner der Moral, umsomehr aber ein indirekter, denn er hebe die Freiheit des Individuums auf. Dawider wandte der Student ein: Das treffe wohl zu für den altindischen Pantheismus; „aber Hegel der zuerst das Evangelium des freien Gedankens in all seinen ungeheuren Konsequenzen laut verkündete, soll die Freiheit des Individuums aufheben?" Knobel hatte seine Meinung dahin begründet: „Ist nämlich das Geistige im Menschen, und geht so der Mensch in Gott auf, so ist er als Individuum nicht unabhängig und selbständig, sondern nur eine willenlose Maschine der allgewaltigen Kraft der Welt, der Weltseele. Er hebt also die sittliche Zurechnungsfähigkeit und Freiheit auf." Riehl antwortete: „Hier machen wir eine Pause, um dem Leser Zeit zu geben, das Gesagte zu verdauen. Weitere Randglossen wären überflüssig, am schönsten kommentiert der Ausspruch sich selbst." Auf die Anklage Knobels endlich: „Der Pantheismus schadet auch der Moral durch Aufhebung der Lehre einer persönlichen Unsterblichkeit; denn der Glaube an eine persönliche Vergeltung nach dem Tode übt einen großen Einfluß auf dieses Leben", wußte sein jugendlicher Gegner zu erwidern: „Also Furcht und Hoffnung sollen uns zur Moralität führen! Da könnte mans einem ehrlichen Kerl wahrhaft nicht verargen, wenn er ein rechter Spitzbube würde, damit er nicht in den verführerischen Fall käme, gleich einem preußischen Leutnant auf Wartegeld, bloß wegen der zukünftigen Remunerationen sich gut aufzuführen."

Carrieres schon angedeutetes Streben, Hegel mit Schleiermacher und Neander zu vereinigen, hatte einen tieferen Untergrund. Es schwebte ihm eine enge Verbindung zwischen Wissenschaft und Leben vor. Das Verlangen, diesem gerecht zu werden, in Verbindung mit seiner gemütvollen Anlage ließ ihn, während er allen Dogmatismus, in welcher Form immer, und alle Mystik bekämpfte, alles praktische Christentum begeistert feiern. Dies Verlangen trieb ihn auch dazu, die historischen Lebenserscheinungen mit liebevollem Verständnis zu umfassen und zu seinen Ideen in Beziehung zu setzen. Er pries die Reformation als einen Sieg des praktischen Christentums, huldigte aber auch der reichen sozialen Gestaltungskraft des Mittelalters, für das die Romantik ihm den Sinn erschlossen hatte. Er schätzte die Mannigfaltigkeit deutscher Staatsentwicklung und verbündete sich mit dem zeitgenössischen Liberalismus im

[1] Didaskalia, Nr. 278 vom 8./10. 1843.
[2] Mannheimer Abendzeitung, Nr. 213 vom 12./9. 1843.

Kampfe für die Freiheit des Individuums und des Gedankens gegen den Staat und im Kampfe wider den Bund zwischen Regierungen und Orthodoxie. Aus Hegels Lehre vom absolut wirkenden Volksgeiste, den er mit dem Zeitgeiste identifizierte, schöpfte er die frohe Zuversicht, daß die Zeit vorwärts führe besseren Zuständen entgegen. In allen diesen Punkten spiegelt Riehls Schriftstellerei in Gießen Carrieres Geist wieder. Er verkündete nun mit doppelter Beredsamkeit den schon einmal in Tübingen verheißenen unaufhaltsamen Sieg des „Zeitgeistes". „Herr von Linde", „der großherzoglich hessische Universitätskanzler", „hat Recht, solche studierende Handwerksburschen gehörig zu überwachen, ob sie auch ihre Fachstudien ordentlich absolvieren; denn bei diesen geistig verhölzerten Philistern kann ein bloßes Examen keine genügende Bürgschaft leisten; nur ein kleines Fragezeichen ließe sich einschieben: soll es denn auch so sein von Rechtswegen? Und sieh! es wächst und wird riesengroß das kleine Fragezeichen und der allgewaltige Geist der Zeit donnert zürnend die Antwort: Nein, so soll es nicht sein[1]." „Sind wir auch noch weit genug entfernt von dem ersehnten Ziele der Öffentlichkeit in Staatsverhandlungen und einer nicht minder heißgewünschten Freiheit der Besprechung derselben, so schleicht sich doch ganz allmählich und unvermerkt die Realisierung jener Prinzipien in Tat und Leben ein; denn der Geist der Zeit hat sie aus sich geboren und als die seinigen erkannt[2]." Ähnlich heißt es in den „Schwäbischen Skizzen": „Welch entschiedene Vorteile haben sich dagegen in anderen Ländern bereits geltend gemacht durch den Einfluß einer tüchtigen Journalistik aufs Volk! Hat doch unsere Zeit wieder einmal mit Entschiedenheit das Wort des alten Römers ausgesprochen: ‚Wag es, vernünftig zu sein!' und sie eilt mit starken Schritten jenem Höhepunkt entgegen, den schon Tacitus preist, wenn er sagt: ‚O wie glücklich wäre doch die Zeit, wo man, was man will, denken, und was man denkt, aussprechen dürfte'[3]."

Riehl forderte ganz im Geiste seines Lehrers, daß sich auch die Wissenschaft mit diesem Geiste der Zeit zu vertragen hätte. „Unter Wissenschaft verstehen wir aber freilich nicht jene abstruse Gelehrsamkeit, die hinter dickleibigen Folianten hockt und jedes Vierteljahr einmal mit ihrer staubigen Hornbrille in das frische, freie Leben hinauslugt, aber hurtig den geblendeten Blick wieder wegwendet, weil ihre Maulwurfsaugen das fröhliche Sonnenlicht und den hellen, blauen Tageshimmel nicht vertragen können; wir denken vielmehr an jene freie, das Leben gerade nach allen Be-

---

[1] Mannh. Abendztg., Nr. 212 vom 10./9. 1843.
[2] A. a. O.
[3] Didaskalia, Nr. 328 vom 28./11. 1843.

ziehungen erfassende Wissenschaft, wie sie, vorzugsweise ein Kind unserer Zeit, täglich weitere Bahn sich bricht[1]."

Für diese Wissenschaft aber, das Kind der Zeit, heischte er wie sein Lehrer eine ganz und gar ungehemmte Lehrtätigkeit. Den Studienplan von 1843 für die Gießener Universität bekämpfte er eben von diesem Standpunkt aus. Man wolle zwei Klassen von Studierenden schaffen. „Die einen liegen den Wissenschaften bloß um ihrer selbst willen ob, die andern aber werden zum praktischen Dienste zugestutzt, d. h. die mechanischen Manipulationen der verschiedenen Staats- und Kirchenhandwerke werden ihnen gehörig vordemonstriert, jeder etwaige Auswuchs einer subjektiv freien Entwicklung so sorglich wie möglich beschnitten, das trockene, doch gesunde Hausmannsbrot der Fachwissenschaft wird ihnen geboten mit der wohlgemeinten Vermahnung, nur bei Leibe nicht die süßen Äpfel der Spekulation dazu zu verspeisen." Offizielle Studienpläne auf den Hochschulen seien verwerflich, der Student berechtigt, „nach völlig subjektiver Überzeugung — frei — wissenschaftlich sich auszubilden". „Da wird, wer von Natur unwissenschaftlich ist, bald verkümmern und einsehen, daß ihm ein Handwerk besser anstehe als die Wissenschaft, wer von Natur ein Säufer, der wird sich zu Tode saufen, wer von Natur ausschweifend, der wird sich zu Grunde richten, und die Charaktere werden sich in ihrer ganzen Schroffheit, aber, auch in ihrer ganzen Stärke darleben[2], während auf die andere Weise alles Individuelle zurückgedrängt innen gährt, und als schleichendes Gift die schlimmen Säfte auch die guten verderben, während eine allgemeine Nivellierung über die Geister zu kommen droht, denn nunmehr sollen sie ja alle auf das Prokrustesbett des Studienplanes gespannt werden[3]."

In Tübingen hatte Riehl kategorisch erklärt, daß der Austritt von Hegelianern aus dem Christentum „eine strenge Folgerichtigkeit ihrer Grundsätze[4]" bezeichne. Nun schied er selbst keineswegs nach dem Übertritt zu Hegel aus dem Christentum aus. Mit Carriere wandte er sich vielmehr gleichzeitig Hegel und den christlichen Theologen Schleiermacher und Neander zu. Damals war es, daß er als Student dazu kam, wie er sich in den „Religiösen Studien"[5] erinnerte, Schleiermacher, den „neueren deutschen Theologen", „am höchsten" zu stellen. Nicht mehr trat dem Greise die enge Verbindung ins Bewußtsein, in der er Schleier-

---

[1] Mannh. Abendztg., Nr. 212 vom 10./9. 1843.
[2] So schreibt Riehl statt unseres heutigen „sich ausleben".
[3] Mannh. Abendztg., Nr. 212 vom 10./9. 1843.
[4] F. K.-B., Nr. 356 vom 27./12. 1842.
[5] S. 449.

macher zusammen mit Neander schätzen gelernt hatte. Eben sie aber ist charakteristisch dafür, daß er zu beiden durch Carriere gelangte. Mit besonderer Wärme schrieb er 1847 einmal über Neander: „In dem Motto Neanders", das er „seinem größten Werke" voraussetzte in dem Satze: „Pectus est quod facit theologum", liege „der große Wendepunkt der ganzen modernen Theologie" angedeutet. „Denn des Geistes denken ist in ewig gleichen Gesetzen das Gemeinsame; Gemüt und Herz und was darin wurzelt, ist es, was den besonderen Menschen macht, und ist noch kein gemeinsames Gesetz dafür erfunden worden[1]."

Daß nun D. Fr. Strauß erst recht keine Gnade mehr vor seinen Augen fand, versteht man danach leicht. „Seinen größten Glanznimbus hat er ja auch längst schon mit eigener Hand von sich gestreift, indem er seine Dogmatik heraus gab[2]." Der entsprechenden Ablehnung der „veralteten sogenannten historisch-kritisch-verständigen Richtung"[3] der Gießener Theologen durch Riehl war schon durch die Lektüre von Hases Kirchengeschichte 1841/42 die Bahn bereitet worden. An Schleiermacher und Neander sich anlehnend, empfahl Riehl nun auch mit Carriere ein praktisches Christentum. Er verherrlichte es zu gleicher Zeit dichterisch in der Novelle „Johann Jakob Riesener". Dort[4] schrieb er unter anderm: „Die gesamte Geistlichkeit des Landes mochte Riesener übel leiden, weil er kein Mann war von ihrem ordinären Schlage, — und man ärgert sich doch wie billig, wenn ein anderer zu höherer Weltansicht sich aufgeschwungen hat, — weil nicht die lutherische Dogmatik, sondern ein Herz in seiner Brust wohnte, nicht Hutterus[5] und Flaccius[6], sondern ein denkender Geist in seinem Kopfe, weil er gesagt hatte, der Wortstreit der Tübinger und Gießener Theologen über die *Κένωσις* und *Κρύψις* sei albern und nutzlos, man könnte sich mit gescheiteren und würdigeren Dingen befassen, weil er endlich mehr als einmal die frevelhafte Ansicht aufgestellt, die Lutherischen und Reformierten möchten sich doch die Bruderhand reichen, man möge sich vergleichen über die unbedeutenden Differenzpunkte, man möge Hand in Hand im Garten Gottes arbeiten, statt daß so nahe Freunde in gegenseitigem Haß wechselweise ihre Arbeit zerstörten. Es war dies alles sehr unklug gehandelt von dem Manne; denn er hätte wissen sollen, daß man unter Wölfen heulen und bei Theologen nicht Mensch, sondern Theologe sein muß; er hätte auch wissen sollen, daß der eifrige Theologe jede Glaubensverschiedenheit für etwas sittlich Ent-

[1] F. O. P. Ztg., Nr. 75 vom 16./3. 1847.
[2] Didaskalia, Nr. 329 vom 29./11. 1843.
[3] Mannh. Abendztg., Nr. 213 vom 12./9. 1843.
[4] Deutsches Bürgerblatt, Nr. 31 vom 16./4. 1844.
[5] 1563—1616. [6] 1520—1575.

würdigendes achtet, und daß „nicht gleichgläubig“ und „unmoralisch“ als Synonyma in seinem Lexikon stehen.“

Carrieres Anleitung scheint nicht weniger deutlich darin durch, daß nunmehr auch Riehl in der Reformation die Befreiung des praktischen Christentums zu erkennen glaubte. Mit Liebe gedachte er jetzt der Kugelkirche in Marburg, des „kleinen, zierlichen, gotischen Gebäudes“. „Hier war der Sitz der Kugelherren“, der „Brüder vom gemeinsamen Leben“, „eines geistlichen Ordens ohne Klostergelübde, der nach dem Vorbilde seines Gründers Gerhard Groot [1] von Deventer . . . in milder Frömmigkeit dem praktischen Christentum sich zuwandte“. „Als dicke Mönchsfinsternis die Lande deckte“, „bereitete sich“, um mit Riehl weiter zu reden, hier in der Kugelkirche „in Marburg, wo bald welthistorische Kämpfe für Geisteslicht und Geistesfreiheit beginnen sollten“, durch das Wirken der Kugelherren „ganz im stillen ein mächtiger Hebel für die neue Gestaltung der Dinge vor“ [2].

Carriere zog ihn auch hinter sich her zur Wertschätzung des Mittelalters. Sie war freilich Carriere durch die Romantik vermittelt. Von der Romantik aber wollte Riehl unter Tübinger Einfluß noch nichts wissen; er wußte sich indessen zu helfen. „Nur die mystische Verschwommenheit der sogenannten Romantiker hat uns das in der Spiegelung ihrer Weltansicht getrübte Mittelalter so modern-nebulos vor Augen geführt, daß unser verwöhnter Blick die plastischen Umrisse jener Zeit nur mühsam zu finden und zu fassen vermag [3].“ Nachdem Riehl einmal auf den Boden der Wertschätzung des Mittelalters übergetreten war, begegneten sich dort seine und Carrieres Vorstellungen sogar besonders häufig. Riehls vom Großvater ererbtes und früh gebildetes Verständnis für alle volkstümlichen Gliederungen des sozialen und staatlichen Lebens wurde bei der Beobachtung des Mittelalters rasch warm. „So wie es aber im Mittelalter gerade das Zunft- und Gildenwesen war, welches den Handwerksstand als solchen zu Flor und Glanz erhob, so hier die Korporationen der Studenten, vorausgesetzt, daß nur soziale Interessen ihnen zu Grunde liegen. Mit dem Falle der Gilden sank Einfluß und Ansehen des Handwerkerstandes: so wird auch die eigentümliche Färbung des Studentenlebens verlöschen, wenn jene Körperschaften vertilgt werden sollten [4].“

Carriere war durch seine Gleichsetzung von Volks- und Zeitgeist

---

[1] 1340—1384.
[2] Didaskalia, Nr. 122 vom 2./5. 1844.
[3] Didaskalia, Nr. 280 vom 10./10. 1843.
[4] Didaskalia, Nr. 279 vom 9./10. 1843.

dahin gelangt, die wesentliche Bürgschaft des vom zeitgenössischen Liberalismus geforderten „freien Wachstums aller Kräfte" in der möglichsten Förderung „volkstümlicher Entwicklung" zu erkennen[1]. Deren charakteristisches Kennzeichen erblickte er in der individuellen Mannigfaltigkeit der Erscheinungen; sie wünschte er wie alles Individuelle auf jede Art geschont zu wissen[2]. Das große Beispiel rechter volkstümlicher Entwicklung, wahrhaft freien Wachstums aller Kräfte bewunderte er im Mittelalter; er sah „in seinem Ritter- und Bürgertum, in seiner zusammenhaltenden Einheit bei der reichen Gliederung, in der Treue seines freien Gehorsams die Elemente und die Bilder eines öffentlichen Lebens"[3]. Mit Carriere meinte[4] nun auch Riehl: „daß die Einheit Deutschlands nicht etwa in verwaschener Allgemeinheit und Nivellierung aller deutschen Stämme zu finden und zu begründen sei, sondern gerade in jenen Sonderinteressen der einzelnen Landstriche, die in ihrer Individualität hohe Berechtigung haben, die Deutschland bewahren werden vor einem allmählichen lethargischen Absterben, weil aus ihnen heraus immer neu das deutsche Bewußtsein in seiner reichen Mannigfaltigkeit erblühen wird, weil gerade in der Bewegung, dem Widerstreben, dem Kampfe dieser Kontraste (die doch einer höheren Einheit nicht ermangeln) das wahre Leben begründet ist; denn die vollkommene innere Ruhe heißt – Tod".

Bis in die literarischen Neigungen hat Carriere Riehl beeinflußt. Carrierescher Vorstellungsweise kommt zum Vorschein, wenn Riehl sagt: „Wahrlich, es war ein schöner Drang, der unsere Vorfahren trieb, alles, was freudvoll und leidvoll das Menschenherz bewegt, in solch konkret belebte Bilder zu fassen, und das reiche Erbteil vaterländischer Sagen, wie sie auf unsere Zeit gekommen, ist ein unerschöpflicher Schatz, den wir auszubeuten nicht müde werden dürfen[5]." Carriere verdankt Riehl den Hinweis auf Jean Paul[6], und Carrieres Dithyramben auf Schiller klingen wieder in Worten, mit denen Riehl der Einweihung des Schillerdenkmals in Stuttgart gedachte: „Du lieber Gott, wollten ja doch selbst viele protestantische württembergische Geistliche nicht einmal dulden, daß die Glocken zu diesem Festtage geläutet würden, weil Schiller zu profan gewesen[7]."

---

[1] „Achim v. Arnim ꝛc." 1841, S. I u. II.

[2] Siehe „Telegraph", Nr. 134 vom August 1845, „C. Immanuel Nitzsch ꝛc." von K. Ohly.

[3] „Achim v. Arnim ꝛc." 1841, S. 3 u. 4.

[4] Didaskalia, Nr. 282 vom 12./10. 1843.

[5] Didaskalia, Nr. 328 vom 28./11. 1843.

[6] In einer 1843 zu Gießen niedergeschriebenen Arbeit Riehls finden sich zum ersten Male drei Zitate von Jean Paul. Siehe Didaskalia, Nr. 282 vom 12./10. 1843. Carrieres Begeisterung für Jean Paul ist aus seinem Werke „Die Religion", 1841, S. 164 ff. zu ersehen.

[7] Didaskalia, Nr. 323 vom 23./11. 1843.

Lebenslauf.

Am 8. 8. 1888 wurde ich, Bernhard J. Chr. Schmidt, als Sohn des Lehrers Jos. Schmidt zu Ruppertshain im Taunus geboren. Ich besuchte die Volksschulen zu Ruppertshain und Schwalbach im Obertaunuskreise, trat Ostern 1901 in die Quarta des städtischen Gymnasiums zu Höchst a. Main ein und bestand im Frühjahr 1908 daselbst die Reifeprüfung. Im Sommersemester 1908 studierte ich in Fulda kath. Theologie, vom Herbste 1908 ab in Straßburg i. Els. Geschichte, Deutsch und Erdkunde. Vorlesungen hörte ich bei den H. H. Professoren Spahn, Breßlau, Neumann, Wiegand, E. Martin, F. Schultz, Henning, Sapper, Gerland, Rudolph, Ziegler, Bäumker, Störring und Dehio. Ganz besonderen Dank schulde ich H. Prof. Dr. M. Spahn, der mir die Anregung zu meiner Arbeit gab.

Bernhard J. Chr. Schmidt.